

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 3. August 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N. 44.

## Erkämpft.

Novelle von M. Frankl.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./IV. 70.

### VI.

Drei Tage später hatte die Sonne die dicke Wolkenhülle durchbrochen und funkelte in den tausend und aber tausend Tropfen, die gleich Diamanten an den Nadeln der Kiefern hingen. Die ganze Natur, erfrischt und gestärkt durch den langen Regen, athmete Sonne und Entzücken. Die Vögel zwitscherten in den Bäumen, die Blumen erhoben neu belebt ihre gesenkten Köpfechen. Türk streckte noch einmal so behaglich seine Glieder in der lang entbehrtten Sonne auf der Thürschwelle — alles, alles freute sich! Nur Römer, der unter der großen Buche stand und prüfend den Himmel betrachtete, schien wenig erbaut von dem Witterungswechsel.

„Ich fürchte, unsere Gäste werden nicht kommen,“ wandte er sich an Katherine, die in der Stube emsig mit dem Ordnen des Kaffeetisches beschäftigt, die Fenster geöffnet hatte, um die balsamische erfrischende Luft einzulassen. „Oberförster Baum und Nachbar Weiher werden ihr Heu wenden lassen, und beide sind so tüchtige Landwirthe, daß sie die Whistparthie geru opfern. Die Pfannkuchen wirst Du vergebens gebaden haben.“

„Glaube es noch nicht,“ tröstete Katherine ihren jungen Gebieter. „Fasch, der heute den Anmeldezettel vom Oberförster brachte, hat mir erzählt, daß sein Herr gewiß kommt.“

Sie warf einen prüfenden Blick auf die goldgeränderten Tassen, die die gnädige Frau Mutter zu Extragelegenheiten mitgegeben hatte, zog die Kaffeeseerviette noch einmal ganz genau in die richtige Lage, stellte die Vase mit dem mächtigen Fliederstrauch so, daß sie unmöglich von den Gästen übersehen werden konnte, und wollte eben das Zimmer mit dem Gefühl, daß alles hübsch in Ordnung sei, verlassen, als Türks lautes Gebell ihr verkündete, daß ihre Voraussetzung sich erfüllt habe.

„Sehen Sie wohl, gnädiger Herr,“ rief sie heiter heraus, „habe ich nicht Recht?“

Römer schien ihre Worte nicht zu hören. Sein Gesicht drückte erst sprachloses Erstaunen, dann helle lichte Freude aus.

Es war wirklich wahr, was er im ersten Augenblick für eine reine Unmöglichkeit gehalten hatte. Der Wagen, der sich jetzt schnell der Oberförsterei näherte, war nicht der kleine Korbwagen, den Baum sonst zu benutzen pflegte, sondern die Halbkaife, und wer konnten die Damen, die er im Fond derselben bemerkte, sein, als Frau Baum und Gertrud?

Er hatte nicht Zeit, die gleichgültige ruhige Miene anzunehmen, die bei ihm jetzt nur noch die Folge energischer Selbstüberwindung war. Sein Auge strahlte im innigsten Entzücken, als er eine Minute später seinen Gästen ein freundliches Willkommen entgegen rief.

„Werden wir doch nicht böse sein, daß ich Sie so mit Kind und Kegel überfalle,“ fragte Baum schalkhaft lachend, als er aus dem Wagen stieg. „Nachbar Weiher schickte herüber und ließ mir sagen, daß er am Ausfahren verhindert sei. Da wir nun um die Whistparthie kommen und meine Frau durchaus Ihre Katherine kennen lernen wollte, so mußte ich armer Mann schon nachgeben. O die Frauen, die Frauen! Hüten Sie sich vor ihnen.“ Und dabei klopfte er Römer derb auf die Schulter und schaute so verschmimt zu Gertrud herüber, daß diese noch röther als zuvor wurde. Mechanisch nahm der junge Mann seinem Gaste Mähe und Paletot ab; seine Augen weilten ganz wo anders. Hatte er doch einen Blick aufgefangen, der sein Herz wider, glücklicher denn je schlagen machte und alle seine so schön aufgebauten Vorurtheile über den Hausen warf.

„Glücklich sein, glücklich sein!“ klang es in seinem Innern, „wäre es auch nur auf einen einzigen Tag!“

War das noch derselbe finstere verschlossene Ernst Römer, der bald darauf am Kaffeetisch lachend und plaudernd saß? — der so herzlich und freundlich auf des Alten Späße und Redereien einging und mehr als einmal sein Wort direkt an Gertrud richtete? — Und sie? War es nur Zufall, daß sie heute das duftige hellblaue Kleid angelegt hatte oder war es deshalb geschehen, weil Römer neulich, als zufällig die Sprache auf

Farben gekommen, bemerkt hatte, daß himmelblau seine Lieblingsfarbe sei?

Je heiterer er wurde, desto sinniger wurde sie, und als nun Katherine mit einem neuen Teller voll Pfannkuchen erschien und die Gelegenheit benutzend, dem Fräulein ihren besten Dank für die damals gespendeten Schneeglöckchen aussprach, sagte der Blick, den sie zu Ernst herüber warf, ganz deutlich: „Heute würdest Du wohl das Bouquet nicht wieder zurückweisen, und wenn Du es thätest — sieh, dann würde ich Dich bitten und immer wieder bitten, es doch zu nehmen — Dir gegenüber will ich ja demüthig sein, demüthig, nicht heftig!“

Baum sprach den Wunsch aus, sich die Pferde anzusehen, und so ging die kleine Gesellschaft hinaus ins Freie. Frau Baum hatte sofort von Katherine Beschlag genommen, die glücklich war, ihr junges Federvieh zeigen zu können. Römer begleitete den alten Herrn in den Pferdestall. Als er an die Thür desselben trat, sah er, wie Gertrud seinen Türk, der unverkennbares Wohlgefallen an dem jungen Mädchen zu finden schien, freundlich über den Kopf strich. Sie schien es nicht zu bemerken, wie wonnestrunken der Blick des jungen Mannes auf ihr haftete.

Türk ließ sich in seinem Geschäft, auf den Hinterbeinen zu sitzen und fliegen zu schnappen, auch dann nicht füren, als Brand mit den beiden Pferden heraus trat und Baum mit lauter gewichtiger Stimme deren Vorzüge pries.

„Es sind ein paar Kapitalpferde, und gut eingeritten sind sie auch, wie Brand mir sagt. Was zum Kuckuck strapaziren Sie sich denn immer ab und laufen die Stunde nach Lichterfelde? Ich in Ihrer Stelle ginge den ganzen Tag nicht von dem breiten Rücken da herunter.“

„Ich bin kein passionirter Reiter,“ versetzte Römer lächelnd. „Und doch reiten Sie nachts bei Sturm und Regen, um die Medizin für Frau Katherine zu holen?“ entschläpfte es unwillkürlich Gertruds Lippen.

Er sah sie groß an; woher wußte sie von seinem Ritt; damals hatten sie sich ja noch gar nicht gekannt?

Sie mochte fühlen, was seine erstaunte Miene aussprach. Eine tiefe Röthe übergoß ihre feine weiße Stirn, sichtlich nahm sie sich zusammen, und doch sagte jede Linie ihrer sprechenden Züge: „Was Du Dir denkst; Dich kenne ich ja so lange ich lebe!“

Länger hielt ihn seine Bewegung nicht zurück; zu ihr tretend, bog er sich über den Hund und flüsterte, während er wie verloren mit den seidenweichen Haaren des Thieres spielte: „Wissen Sie wohl, weshalb ich die Spaziergänge den Ritten nach Lichterfelde vorziehe?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Und wenn es nun blos darum wäre, weil ich einen Nichtenbaum umfassen kann, der im Norden auf kahler Höhe steht?“ — Sie fuhr erschreckt auf.

„Haben Sie mein Zeichenbuch gesehen?“

„Und wenn es der Fall wäre, würden Sie mir zürnen?“

„Wie könnte ich Ihnen je böse sein?“

Es waren nur wenige Worte; sie waren ihr entschläpfte, ohne daß sie recht wußte, wie es gekommen war; aber jetzt, da er sie gehört hatte, schaute sie ihn so innig, wahr und treu an, daß er kein Mensch, kein leidenschaftlich fühlender Mensch hätte sein müssen, wenn er die kleine Hand, die jetzt auf dem Kopf des Hundes ruhte, nicht erfaßt und mit bebender Stimme geflüstert hätte: „Danke, Dank, Gertrud, diese Worte werden mich durchs Leben begleiten! O, wenn Sie wüßten, wie mein Herz sich Tag und Nacht darnach sehnt, daß dieser . . .“

„Möchten Sie mir nicht ihren Garten zeigen?“ fragte Frau Baum mit lauter Stimme und riß die beiden gewaltsam aus ihren Träumen.

Mechanisch bot Römer der alten Dame seinen Arm und lenkte seine Schritte wieder dem Hause zu. Er hörte nichts von dem, was sie erzählte und athmete erleichtert auf, als er den Förster gewahrte, der ihn in geschäftlicher Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Er ersuchte die Damen, ins Zimmer zu treten; sie aber zogen es vor, die breite Tannenallee entlang zu gehen. Als

sie die Biegung erreicht hatten, gewahrten sie, daß dort, wo bis dahin die Tannen ein dichtes Bosquet gebildet hatten, eine kleine Lichtung geschaffen und in ihr jene Fliederlaube angelegt war, in der Ernst so manche Abendstunde verbrachte.

„Das ist ja meine Laube, das sind ja meine Rosen!“ rief Gertrud strahlend vor Glück und Freude aus. Zu demselben Augenblicke hatte sie beide Arme um den Hals der Mutter geschlungen, die befürzte Frau auf die kleine hölzerne Bank gezogen und einmal über das andere gefragt: „Glaubst Du es nun, Mama, daß er mich liebt? Wirst Du nun noch an seiner Liebe zweifeln? — Nein, herzensgoldene Mama, nicht wahr, jetzt nicht mehr!“

Frau Baum strich dem heftig erregten Mädchen die Haare aus der glühenden Stirn und erwiderte sanft: „Nein, Kind, ich zweifle nicht mehr daran, es ist mir an diesem Nachmittag zur Gewißheit geworden; aber wenn ich trotzdem Euer Gespräch vorhin absichtlich störte, so geschah es nur, um mein liebes Kind vor einem schweren Unglück zu bewahren.“

„Aber, Mama, ich begreife Dich nicht,“ unterbrach Gertrud sie heftig.

„Ruhig, ruhig, Kind! Ein Mutterauge sieht schärfer als ein begehrendes, liebendes, jugendliches Herz. — Glaube mir, Herr Römer hätte längst schon um Dich beim Vater angehalten, wenn es nicht einen Punkt in seinem Leben gäbe, der ihm einen solchen Schritt verbietet. — Er leidet sehr, ich habe es deutlich, als er das Lied sang: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ tief mit ihm gefühlt; aber er besitzt Festigkeit und Energie genug, um seine Pflicht über seine Liebe und die Erfüllung seiner Wünsche zu setzen! Sein heutiges Wesen ist durch die Pflöchtigkeit unseres Besuchs zu erklären; glaube mir, morgen steht er Dir ebenso unnahbar, ebenso gefast gegenüber wie vorher.“

„Aber, Mama, was kann es nur sein?“ fragte Gertrud mit zitternder Stimme. „O, daß wir Mädchen so gebunden sind durch die Sitte und ein Gefühl der Zurückhaltung, das sich in der Brust nicht betäuben läßt. Warum kann ich nicht zu ihm eilen, ihn offen nach allem fragen, was ihn bedrückt?“

Und wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, sprang sie auf und lief eilend dem Hause zu.

Sie fand Katherine in der Stube eifrig beschäftigt, das Kaffeegeschirr wegzuräumen.

„Frau Katherine,“ richtete sie an diese befangen das Wort, „ist dies das Bild von Herrn Römers Mutter?“

Katherine nahm das Bildchen von der Wand und hielt es so, daß Gertrud es genau prüfen konnte, dann erwiderte sie: „Freilich ist es das! Das sehen das Fräulein ja an der großen Ähnlichkeit; nicht wahr, Herr Römer gleicht sehr seiner gnädigen Frau Mutter?“ — Gertrud schüttelte den Kopf.

„Nein, das finde ich nicht, Frau Römer sieht streng, ihr Sohn aber nur ernst aus.“

„Nun heute doch wohl nicht!“ rief Katherine in ihrer Freude über ihres Lieblings Trost. „Heute ist er ganz wieder der Alte. O, Fräulein, Sie sollten das Bild sehen, das ich von ihm habe, als er in Berlin sein Jahr abdiene. Herr Römer hat nicht immer so ernst ausgesehen, wie Sie ihn für gewöhnlich kennen.“ — „O bitte, zeigen Sie es mir!“

Erfreut folgte Gertrud dem alten Mütterchen hinauf in die kleine Stube, die diese für sich eingerichtet hatte.

„Ja freilich, da macht Herr Römer ein anderes Gesicht!“ rief das junge Mädchen aus, als Katherine unter vielen anderen ähnlichen Kleinodien ihren größten Schatz, Ernsts Bild, hervorgeholt hatte. „O bitte, erzählen Sie mir, wie es gekommen, daß er so ernst geworden ist?“

„Wie und wodurch es gekommen ist, weiß ich nicht. Er hatte in Berlin sein Examen gemacht und wollte zum Oberförster nach Ellerwalde gehen, als er zu uns kam. Ach, Fräuleinchen, den Augenblick vergesse ich nicht, als er damals in die Stube trat. Er war so bleich, so still, so ernst, daß die gnädige Frau und ich nicht anders glaubten, als daß er eine große Krankheit durchgemacht habe. Aber er versicherte hoch und theuer, daß das nicht der Fall gewesen sei, und da er stets aufgebracht wurde, wenn wir ihn mit Fragen bestürmten,

so lieben wir es sein. Es sind jetzt wohl acht Jahre her — seitdem habe ich meinen Herrn selten lachen gehört. Neulich, als er mir von der jungen Frau Oberförsterin erzählte und heute — aber mein Gott, was ist denn das! Da fährt ja ein Wagen vor, was Herr Weiser doch noch kommen?"

Sie lief eilends die Treppe hinab und ließ Gertrud in völliger Rathlosigkeit zurück.

"Also Mama hat Recht," lästerte sie und trat dann ans Fenster, da ein lautes: „Hallo, alter Freund!“ ihr zu fremd erklang, als daß es Herrn Weisers Stimme hätte sein können. — Nein, Herr Weiser war nicht gekommen! Wer war der blonde, kräftige, junge Mann mit den offenen heiteren Zügen, der so freudig erregt von Römer bewillkommen wurde, und der dann die Eltern so gracios und weltmännisch begrüßte?

Gertrud fühlte, daß ihr längeres Ausbleiben auffallen würde, sie verließ daher Katherinens Stübchen und ging hinab. „Mein Freund, Herr Sternberg," stellte Römer den jungen Mann vor, und sein Auge glänzte dabei von so unverhohlener Freude, daß Gertrud fühlte, wie nah ihm dieser stehen müsse. Katherine hatte die Abendtafel unter dem mächtigen Kastanienbaume im Garten angedrückt.

Römer reichte pflichtschuldigst Frau Baum den Arm, Sternberg führte Gertrud, und der alte Herr machte seine Bemerkungen, wie traurig es für ihn sei, ohne Dame zu Tisch gehen zu müssen. „Sie müssen heirathen, junger Freund," lachte er über das ganze Gesicht, „dann kommen auch andere Damen wie Turteltauben ins Haus geflogen, und ich alter Knabe bin nicht dazu verdammt, eine Stunde lang den griesgrämigen Stroh-wittwer spielen zu müssen. Was meinen Sie zu meinem Vorschlag, Herr Nachbar, he?"

Dieser kannte die neidische, manchmal etwas derbe Rede des alten Herrn zu genau, als daß sie ihn unter anderen Umständen in Verlegenheit versetzt hätte. Jetzt aber, da er bemerkte, wie Gertrud bei wesen tief erröthete, und wie Sternberg, dessen schnelles Uebersehen jeder Lage er von früher her kannte, sie beide mit Erstannen musterte, klang seine Antwort, die in scherzender Weise gegeben werden sollte, etwas befangen. So viel Mühe er sich auch gab, den alten ungezwungenen heiteren Ton von heute Nachmittag konnte er nicht wieder heraus beschwören.

Julius Sternberg mochte fühlen, was in dem Herzen seines Freundes vorging, er nahm daher die Unterhaltung in die Hand, was ihm bei seinem angeborenen Erzählungstalent und seinen feinen gesellschaftlichen Formen nicht schwer wurde; er erzählte von seinen verschiedenen Reisen, und erwähnte auf Baums Fragen, daß er jetzt auf dem Wege nach Ostpreußen sei, wo die Regierung eine große Oberförsterei theile, und wo er nach acht Tagen die Leitung der Zweigoberförsterei übernehmen solle.

Das Gespräch sprang von einem Gegenstande zum andern über; für alles zeigte Julius Sternberg Interesse. Er trug dem Disputirfidel des Alten Rechnung, er ermunterte die etwas schweigsame alte Dame zum Sprechen, und er hatte bald aus Gertruds gelegentlichen Einwürfen erkannt, daß er es hier mit einem Mädchen zu thun habe, das bei weitem die gewöhnliche Bildungstufe junger Damen jener Zeit überschreite. Der kleine Kreis wurde von Minute zu Minute belebter, nur Römer noch hielt sich passiv. Er war stiller, schweigsamer denn je.

Später als er ursprünglich beabsichtigt hatte, bestellte Baum das Ausspannen.

Ernst reichte Gertrud den Hut und begleitete sie zum Wagen. Schüchtern legte sie ihre schmale Hand in die seine — fühlte den festen Druck derselben und hörte seine leisen Worte: „Noch einmal tausend, tausend Dank für Ihren Ausspruch von heute Nachmittag, ich werde ihn nie vergessen. Gott segne Sie!"

## VII.

Als die Damen fortgefahren waren, suchten die beiden Freunde die Lannallee auf. Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her. Endlich blieb Julius stehen, sah seinen Freund prüfend an und fragte dann: „Was bedeutet das alles, Ernst?"

„Komm," erwiderte Römer gepreßt und zog den Freund

mit sich fort zu dem Bänkchen unter dem Flieder. Dort legte er den Kopf auf den Tisch und erzählte in kurzen Worten, wie er Gertrud kennen und lieben gelernt; wie er, sobald er die Richtung, welche seine Gefühle nahmen, erkannte, energisch gegen sie angelämpft habe; wie er jetzt erkennen müsse, daß er die Liebe zu dem herrlichen Mädchen nie würde aufgeben können. „Aber glaube deshalb nicht," schloß er, „daß ich nun die Büchse ins Gras werfen und meiner Neigung folgen werde. Die Bande, die mich an Louise knüpfen, sind unzerreißbar, und ich könnte sie nur mit dem Opfer meiner Ehre lösen. Das wird nie geschehen. Aber hier bleiben kann ich nicht. Bleibe ich noch länger, so stürze ich mich und Gertrud ins Verderben."

„Was willst Du thun?" fragte Julius leise.

„Ernst richtete sich empor und zeigte dem Freunde ein todtblaßes Gesicht. Seine Stimme aber klang ruhig und fest. „Ich will noch heute um meinen Abschied einkommen," sagte er, „und dann in vier Wochen heirathen. Ein Mann in meinem Alter und mit meinen Kenntnissen wird schon Mittel und Wege finden, seine Frau und sein Kind zu ernähren."

Ernst sprang auf und ging mit großen Schritten die Allee hinab dem Hause zu. Julius folgte ihm und ergriff seinen Arm. Sein Gesicht war nicht minder bewegt als das seines Freundes. Beide blieben stehen.

„Ernst," begann Julius tief aufathmend, „steht es so, dann ist es an mir, Dir eine Eröffnung zu machen, die vielleicht Dich und Louise retten kann. Unter diesen Umständen wäre ja auch ihr Loos an Deiner Seite ein bedauerndes."

„Fürchtest Du, daß ich sie entgelten lassen könnte, was ich verschuldet?" entgegnete Ernst unwillig. „Ich hätte ihr ja auch früher nicht die Liebe des Bräutigams entgegengebracht. Ich bin ihr Freund, ich bin Ottos Vater, und ich werde dessen immer eingedenk sein. Was will sie mehr?"

„Eben das, was Du ihr nicht geben kannst — Deine Liebe. Die Leidenschaft macht Dich bitter und blind zugleich, aber ich will in diesem Augenblick nicht mit Dir rechten. Prüfe ernstlich, was ich sagen werde, und entscheide dann selbst."

Ernst blickte den Freund voll Spannung an. Dieser aber fuhr fort: „Seit Du damals Louise in mein Elternhaus brachtest, hat sie es mir angethan. Sie war noch kein Jahr in unserem Hause, als ich sie auch schon so heiß und innig liebte, wie Du nur immer Gertrud lieben kannst. Aber ach, meine Liebe war ja ansichtslos, und so habe ich sie denn still im Herzen getragen, und kein Mensch hat bis zu dieser Stunde etwas von meinen Kämpfen gewußt. Jetzt aber, da ich sehe, daß Du Dich in ungläublicher Verblendung gleichgiltig von dem herrlichen Mädchen abwendest, jetzt kann ich nicht anders als zu Dir sprechen: O, tritt zurück und laß mich sie glücklich machen, laß mich selbst glücklich sein. Niemand weiß von Euerem Verhältniß und niemand wird je davon erfahren. Sei Du glücklich und laß auch mich glücklich werden."

Ernst stand wie betäubt da. Es war ihm wie dem Gesangenen, der viele Jahre lang die klickende Kette getragen und dem sie nun, da sie ihn eben am schmerzlichsten drückte, unerwartet vom Fuße fiel. Er war frei. Louise war in den Armen seines Freundes in guter Hut, in besserer vielleicht als in der seinen und er selbst war frei. Er konnte hinüber zu Gertrud und sprechen: Hier bin ich. Das Hinderniß ist gefallen. Nun soll uns nichts mehr trennen!

„O, Julius," rief er, „Dich schickt mir Gott in meiner höchsten Noth. So wäre denn uns allen geholfen."

„Ich will noch morgen nach E." verlegte Julius. „Aber jubele nicht zu früh. Noch wissen wir nicht, wie Louise empfindet."

Ernst zuckte zusammen. „Du hast Recht," wiederholte er, „noch wissen wir nicht, wie Louise empfindet. Aber reise immerhin zu ihr, es wäre ja möglich, daß auch sie Dich liebte. Du bist so edel, so gut, sie kennt Dich seit so langer Zeit —"

„Wohlan," sagte Julius, „aber wie der Würfel auch fallen möge, Ernst, wir bleiben die alten Freunde."

Sie drückten sich die Hände und suchten dann ihr Lager auf. Aber Ernst konnte nicht schlafen. Er erhob sich nach einiger Zeit und ging, um den im Nebenzimmer schlafenden

Freund nicht zu weden, leise hinaus in den Garten. Eine Flut von widersprechenden Empfindungen erfüllte und verwirrte ihn. Mahnend erhob das Gewissen seine Stimme und er fragte sich: Ist diese Aussicht nicht nur eine neue Versuchung? Darf ich zulassen, daß sie auch an Louise herantritt? Können wir uns denn jemals trennen und wenn wir es auch beide wollten? Schickt Gott uns nicht diese Prüfung, damit wir sie hinnehmen als eine gerechte Strafe für unsere Schuld und sie geduldig tragen? Willt es nicht, hier seine Schuldigkeit zu thun, ohne nach rechts oder links zu sehen und das Verlangen des eigenen Herzens an die Kette legen? Sie küßten einen leichtfüßigen Augenblick mit ihrem Lebensglück und sie thaten es einer den anderen zur Qual. Sie konnten beide glücklich sein und glücklich machen, und doch sollten sie entsagen. Warum? Es war ein verführerisches Wort dieses: „Warum?“ Und es erklang immer und immer wieder, aber Ernst in der harten Schule des Lebens gekräftigter Wille widerstand ihm erfolgreich. Das Bild dessen, der ohne jedes Verschulden ungleich Härteres erduldet, richtete sich vor ihm auf, was wollte dagegen sein Leid sagen? „Wir wollen nicht nach dem Glück sehen“, murmelte er halblaut, „das haben wir versichert. Wir wollen unsere Pflicht thun.“

Ernst begab sich mit festen Schritten ins Haus und zu seinem Freunde, der ebenfalls wach im Bette lag. Er theilte ihm kurz seinen Entschluß mit. „Unser Herz ist wie ein Rohr im Winde“, sagte er, „das Gewissen und Gottes Gebot sind die starken Stäbe, auf die wir uns stützen können. Louise und ich gehören zusammen für alle Ewigkeit, und wenn wir uns nicht lieben können, so müssen wir uns tragen.“

Das Wort kam aus der Seele, und Julius achtete es, obgleich es ihm die liebsten Hoffnungen zerstörte. „Du magst recht haben“, sagte er, „Gott segne Dich und sie.“

Die beiden Freunde blieben noch lange bei einander, bis der helle Tag in die Fenster sah. Dann bat Julius, entspannen zu lassen. Als der Wagen vorfuhr, umarmte er den Freund noch einmal. „Gott segne Dich und sie“, sagte er abermals, „werdet wenigstens Ihr glücklich.“ Als der Wagen davon rollte, blickte ihm Ernst mit starrem Auge nach. Es war ihm, als ob er ihm nachsehen und den Freund zurückhalten müsse. Aber er blieb unbeweglich.

Als der Wagen hinter der Walbede verschwand, verhielt er sein Gesicht mit den Händen. Nun erst war Gertrud ganz für ihn verloren. Am Nachmittag erzählte ihm Katherine, daß Gertrud plötzlich verreckt sei. Ernst athmete erleichtert auf.

#### VIII.

Die alte Katherine hatte die Wahrheit berichtet. Gertrud war auf Reiten. Als am Tage nach der Ausfahrt nach Buchenhaide eine Depesche von der Großmutter angekommen war, in der diese bettlägerig und krank, nach ihrer Tochter, der Frau Oberförsterin verlangte, hatte Frau Baum darauf bestanden, daß Gertrud statt ihrer reife, angeblich weil sie die angelegenen warmen Bäder nicht aussetzen konnte. Gertrud, gewohnt und gern bereit, ihre Wünsche denen ihrer Eltern unterzuordnen, hatte eilig ihre Sachen gepackt; aber zum ersten Mal fühlte sie, daß es nicht immer leicht ist, Kindespflichten zu erfüllen. Am andern Morgen indes, als sie der Mutter zum letzten Mal die Hand aus dem Wagen gereicht hatte, leuchtete ihr Auge wieder in alter Liebe und Freundlichkeit. Hatte sie es sich in der Nacht doch klar gemacht, daß keine Entfernung ihre Liebe zu Ernst Kömer beeinträchtigen könne, und daß er Zeit gewinnen müsse, den Stein fortzurollen, der ihnen den Weg zum gemeinsamen Glück versperrte. Daß er es thun und endlich das Ziel erreichen würde — daran zweifelte sie keinen Augenblick.

So fuhr sie denn heiter und glücklich wie nie zuvor dem Wohnort der Großmutter entgegen. Dore, die alte treue Magd der Frau Jordan, empfing sie am Bahnhof.

„Willkommen, Dore!“ rief ihr das junge Mädchen freudig aus dem Coupé entgegen. „Wie geht es der Großmama? Doch besser?“ — „Nun freilich, Fräuleinchen. Es war wieder ein solcher Krampf wie im Herbst, als die Frau Oberförsterin schnell herkam. In den Stunden hat man eine Todesangst, und es ist der alten Gnädigen nicht zu verdenken, daß sie gleich telegraphirt, aber heute ist sie schon ein bißchen aufgestanden und

Fräuleinchen finden sie im schwarzen Lehnstuhl. Aber das ist wahr“, fuhr sie fort, als sie nach wenigen Minuten in der Droschke der Stadt zufuhr, „das Ganze kam diesmal so schnell und war gleich so festig, daß ich vor Angst vergangen wäre, wenn die liebe gute Frau Weinlandt nicht bei uns gewesen. Fräuleinchen haben sie ja schon zu Neujahr bei uns gesehen. Ach, mein Gott, Fräuleinchen, das ist ein wahrer Engel!“ und nach Art alter verwöhnter Dienstboten hörte sie nicht eher mit ihrer ausführlichen Schilderung von den Vorzügen der Genannten auf, bis die Droschke an der Thür hielt und Gertrud ganz genau darüber informiert war, daß Frau Weinlandt jetzt wöchentlich zwei Tage statt des einen früheren bei der Großmama nähe, daß sie oft des Abends herüberkomme, daß sie stets Sonntags Kaffee bei ihnen trinke, und daß ihr kleiner Sohn ein Wunder von Klugheit sei.

Im nächsten Augenblicke lag Gertrud in der Großmutter Armen, und sah dann an ihrem Bette plaudernd und erzählend von Daheim und von der Nähe. Gegen Abend kam Frau Weinlandt mit ihrem Kleinen herüber und wurde von beiden herzlich willkommen geheißen. Frau Jordan hatte ihr Möglichstes gethan, Dore's Beschreibungen von den guten Eigenschaften der jungen Wittve zu vervollständigen, und da Gertrud sie bereits früher zweimal gesehen hatte, so kam sie ihr fast wie einer alten Bekannten entgegen, der sie herzlich für alle Güte dankte, welche sie der kranken Großmutter erwiesen hatte. Mit dem kleinen Otto hatte sie schon damals Freundschaft geschlossen. Der feurige gewedte Knabe hatte sich zu dem heiteren frohen Mädchen hingezogen gefühlt, und da Gertrud Kinder liebte und diese wieder sehr schnell begreife, ob ihnen von Erwachsenen wahre Liebe und Theilnahme entgegengebracht wird oder nicht, so war es ganz natürlich, daß der Kleine die Tante Gertrud sofort erkannte und ihr stürmisch um den Hals fiel.

Gertrud schrieb in dem Briefe, den sie versprochenemmaßen noch am ersten Abend an ihre Mutter richtete, unter anderem: „Frau Weinlandt entspricht ganz dem Wilde, das Großmama von ihr in ihren Briefen entworfen hat, nur möchte ich sagen, sie sei geistig bedeutender, als Großmama sie schilderte. Wir haben heute Abend schon unsere Meinungen über allerlei Dichter ausgetauscht und ich habe bei ihr ein so warmes Interesse für die literarischen Erzeugnisse der Neuzeit gefunden, daß ich mir manche angenehme Stunde von ihrer Gesellschaft verpöche. Freie ich nicht, so hat die junge Frau schon viel Trübes im Leben durchgekämpft; ihr ganzes Wesen erscheint wie verklärt durch einen großen Schmerz. Als sie nach Hause gegangen war, und ich Großmama danach fragte, ob diese Läuterung durch den Tod ihres Mannes hervorgerufen sein könne, erzählte sie mir, daß Frau Weinlandt jeder Frage nach ihm sehen und geflissentlich aus dem Wege gehe und sie dieselbe deshalb nie mehr mit einer solchen behellige. Es muß schwer sein, in so jungen Jahren ein so tiefes Leid in der Brust zu verschließen. Wie viel, viel besser habe ich es doch, der der liebe Gott Dich, Herzensmama, zur Vertrauten gegeben! Von Kömer habe ich Großmama nichts erzählt. Vermeide, bitte, in Deinen Briefen auch die kleinste Andeutung — Großmama würde sich nur beunruhigen. Mir schreibe darüber, so oft und so viel Du nur immer weißt — Du kennst ja das verlangende Herz

Deiner Gertrud.“

Diesem ersten friedlichen Abend folgten vierzehn Tage des heitersten ungetrübtesten Glückes. Frau Weinlandt kam regelmäßig abends mit ihrer Näharbeit herüber; es wurde musiziert und vorgelesen. Da der größte Theil der alten Bekannten von Frau Jordan schon ins Bad oder aufs Land gegangen — Frau Jordan war nur durch ihre Krankheit an dem alljährlichen Sommerausflug nach Lichterfelde verhindert — so brachte Gertrud fast stets die Nachmittagsstunden, während die Großmama schlief, in der kleinen Wohnung der Frau Weinlandt zu. Es lag auf dem kleinen Stübchen mit den schneeweißen Gardinen, den blühenden Rosenstöcken am Fenster, Ottos Kanarienvogel im blanken Käfig, den einfachen schlichten Möbeln und der Sauberkeit, die überall herrschte, ein solcher Hauch echter, genügsamer Weiblichkeit, daß Gertrud sich von Tag zu Tag wohler darin fühlte.

(Fortsetzung folgt.)



„Da, da geht die Bahn!“ Originalzeichnung von V. Wolke.

Von A. Ehrard.

## V. Lo lengo d'oc.

„Er spricht noch nicht französisch,“ sagte mein Vetter von seinem achtjährigen Söhnchen, als ich diesen bei meiner Ankunft begrüßte. „Das Französische lernen sie erst in der Schule.“ Wollte ich von dem kleinen munteren Gase verstanden sein, so mußte ich ihn nicht: mon cher petit cousin, sondern: moun eher mounid cousin\*) anreden, und ihn nicht fragen, ob er sa ehèvre, sondern ob er so gabro ins Freie geführt habe.

Patois nennen sie das und sind dabei viel zu bescheiden. Unter Patois im schlimmen Sinne wäre ein verdorbenes Französisch zu verstehen, unter Patois im guten Sinne eine französische Mundart, die ja gerade so gut ihre Berechtigung haben würde, wie in Deutschland der schwäbische oder plattdeutsche Dialekt. Das „Französisch“, das die Sevenolen sprechen, mag man ein Patois nennen, denn sie haben die Nasalirung des an, on, en, in, un nicht, sie sprechen jedes stumme e und schleudern den Ton in merkwürdiger Art auf das Ende des Satzes. Je l'ai entenda lautet bei ihnen: Je l'ai angtangda. Was aber die Leute in den Sevennen und bis in die Pyrenäen hinein Patois nennen, das ist gar kein französisches Idiom, sondern eine von der französischen gänzlich unterschiedene selbständige Sprache, lo lengo d'oc, die Sprache der alten Troubadours, die man ehemals die provençalische nannte, wobei nicht an den Umfang der französischen Provence, sondern an den der römischen Provincia zu denken ist. Diese altprovençalische Sprache existiert freilich nicht mehr unaltert, in ihren Wörternvorrath haben manche französische Ausdrücke sich eingeschlichen, die alten Flexionsformen haben sich aber rein erhalten, und für die Dinge des gewöhnlichen Lebens hat die Sprache ihre eigenen Wörter bewahrt. So heißt der Hiel lou naso, die Hielin lo sounno, der Seidenwurm lou magnac, das Weizenbrot lo poumpou, der Brunnen lo fount, das Haus l'onstau, Mittag mediour, Abend vespre, Nußbaum nouguio (sprich nuvie), Nuß nonse, das Schaf l'ossedo u.

Ich folge hier der Orthographie, wie dieselbe festgestellt ist von der in Nîmes, Marseille, Mais u. a. D. verzweigten Societá dei selibro (Dichtergesellschaft), welche bedeutende Dichter (wie z. B. Frederic Mistral) zu den Ihren zählt, und um die Reinerhaltung der lengo d'oc und die Pflege der „neuprovençalischen“ Literatur sich hohe Verdienste erworben hat. Hiernach klingt ou wie u; u wenn es alleinsteht wie ü, dagegen in den Diphthongen au, ou, eu wie u (so daß an genau wie das deutsche au tönt, ou aber sich aus o und u, eu aus e und u zusammensetzt). Auch oi, oi, ai sind wahre Diphthonge. Der dem französischen oi entsprechende Diphthong wird so geschrieben, ganz wie er wirklich lautet. Das ch wird in manchen Gegenden wie ein scharfes h, in anderen wie sch, und das j wie das italienische g (vor e und i), y aber wie das deutsche Jot gesprochen. Das Pronomen ieu „ich“ lautet nach Obigem: i-e-u mit dem Ton auf dem e.

Das Pronomen personale mit der Conjugation von sein und haben wird allein schon genügen, um klar zu stellen, daß wir hier eine selbständige Sprache vor uns haben.

ieu sioi	ieu ai,
tu sias	tu as,
el es	el a,
notres sen	notres aven,
votres ses	votres avas,
elles soun	elles an.

Das Pronomen bleibt übrigens gewöhnlich weg, wenn nicht ein besonderer Nachdruck darauf liegt. Die Flexionsendung genügt schon, um Person und Numerus zu bezeichnen. Nur im Gen. Sing. wird tu gewöhnlich beigefügt.

## VI. Mont d'Aigoual.

Mein Wunsch wäre gewesen, das Gebirge nach verschiedenen Richtungen zu Fuße zu durchwandern und womöglich auch die

\*) Das u wird nicht nasalirt, sondern gesprochen wie im Deutschen, also: „moun eher mounid cousin“.

Thäler der beiden Gardon in den nördlichen Sevennen kennen zu lernen. Bei der tropischen Hitze jener Tage laut mir freilich der Muth für Fußwanderungen, die in unaufhörlicher Ersteigung schroffer Grate auf mühseligen Felsenpfaden bestanden haben würden. Dann trat Regenwetter ein; Wolkenmassen senkten sich bis in die Thäler hinab, warme Regengüsse rauschten nieder; man nannte das un orage, von Blitz und Donner habe ich jedoch nie etwas gesehen und gehört. Zu dem allen aber hatte mein Unwohlsein allmählich so zugenommen, daß ich eine ernsthafte Krankheit befürchten mußte, wenn ich nicht die Nähe eines Arztes und einer Apotheke suchte. Meine Verwandten, die mir alles Liebes thaten und mich so gern noch länger behalten hätten, sahen dies ein; der Vetter beschloß, mich selbst nach Balleraugue zu begleiten. Ein fürchtbarer Regen am nächsten Morgen schien alles zu vereiteln; mußten wir doch die zwei Stunden zu Fuße gehen, da nur ein Saumpfad in das Städtchen führt. Indessen haben glücklicherweise die Sevennen in dieser Jahreszeit nur Regentagen, nicht Regentage.

Die Sonne kam gegen Mittag wieder hervor und das Laub der Pflanzungen schimmerte und duftete von den Regentropfen. Ein fröhliches Abschiedsmahl war nicht möglich, da ich die letzten Tage ausschließlich von Dammelmilch und Ziegenmilch gelebt hatte, so blieb nur herzlicher Dank und Abschied von den Gliedern der Familie und deren Verwandten. Der Vetter begleitete mich, in Mas Gibert wurde eine muntere hübsche sounno — die Hiel hier zu Lande sind prächtige, kräftige, muntere Thiere, meist von schwärzlich dunkler Farbe — mit meinem Koffer beladen, und kaum war der letzte Knoten geknüpft, so galoppirte sie ohne Führer zum Dorfe hinaus, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. „Sie kennt den Weg,“ beruhigte mich der Vetter. Und in der That, bald fanden wir sie an einem Maulbeerbusche sitzend und fressend. Wir gingen am temple vorbei, der mitten zwischen Mas Gibert und Mas d'ogleiso seit einigen Jahrzehnten erbaut ist; bis dahin hielt die Gemeinde ihre Gottesdienste im Freien unter einer Gruppe alter Kastanienbäume. Einem der Gottesdienste in dem freundlichen und geräumigen temple hatte ich beigewohnt; der schöne vierstimmige Gemeindegesang der Gondimel'schen Palmen, wie er in manchen Theilen der Schweiz noch blüht, hat sich leider verloren; zwei alte Männer traten als Vorsänger an den Abendmahlstisch und intonirten mit einem Ausdrud verzückten Eifers der eine die Melodie, der andere die begleitende Stimme, die Gemeinde sang die erstere mit; der Gottesdienst im übrigen folgt ganz der alten Kirchenordnung.

In Balleraugue nahm ich Wohnung in dem einzigen Gasthose, dem Hotel Avesque, wo ich in jeder Beziehung sehr zufrieden war. Arzt und Apotheke stellten mich binnen weniger Tage wieder her, so daß das Gefühl der Reconalescenz mir meinen dortigen, halb unwilligen Aufenthalt zu einem sehr angenehmen machte.

In Unterhaltung fehlte es mir nicht. Schon der Blick von meinem Zimmer auf den Zusammenfluß des Clairou und des Herault, auf den freundlichen temple, dann den beiden Gewässern entlang in die beiden Theile des Städtchens hinein und auf die schimmernd grünen steilen Nebenhöhen, die hoch über die Dächer hereinragt, und endlich auf die Felsenwände des Mont Aigoual, die die Aussicht abschlossen, war prächtig genug, und das unaufhörliche Plätschern der beiden Siekbäche hatte etwas gar gemüthliches. Sodann fühlte ich mich hier auch wieder halb zu Hause; eine Schwester meines Veters ist hier verheirathet und manche andere cousins gaben als solche sich kund, sobald ich meinen Namen nannte, der dort so heimlich ist. Unter diesen Umständen mußte ich ja wohl daran glauben lernen, daß ich Sevenole von Abkunft sei. Ueberdies nun verdanke ich meinem Vetter die Bekanntschaft des trefflichen und liebenswürdigen Pastors F., der meinem Gasthof gerade gegenüber, jenseits des Flusses, Haus und Garten hat. Er verjah mich mit Lektüre; in Poaux' Histoire de la réformation française fand und studierte ich eine recht gute Dar-

stellung des Siebentennkrieges, an welchen übrigens noch reiche Erinnerungen im Volke leben. Der treue alte Kellner des Gasthofs, den man mit seinem Taufnamen Monsieur Francois anzureden pflegte, erzählte mir, daß sein Aeltern in einem Treffen des Siebentennkrieges nahe am Aigoal gefallen sei. Balleraugue war überdies der Geburtsort eines der frühesten und berühmtesten Prediger der Siebenten, Vivens.

Nachdem am 18. Oktober 1685, durch die Greuel der Dragonaden bewogen, sämtliche Hausväter von Balleraugue und Ardailiers (soweit sie nicht sogleich entflohen waren) ihren evangelischen Glauben abgeschworen hatten — ich habe die Liste der abjurations im Archiv der Mairie vorgefunden — so war es Vivens, welcher alsbald 1686 diese und andere „Neubekehrte“ zur Rückkehr und zu standhaftem Bekenntniß ihres reformirten Glaubens entflammete. Von da an haben diese Ortschaften des oberen Heraultthales — ein Jahrhundert lang bekanntlich unter steter äußerster Gefahr — in Schluchten und Schlupfwinkeln heimlichen Gottesdienst gehalten; heutigen Tages gehört der größte Theil ihrer Einwohner wieder der reformirten Kirche an. Vivens' Ansehen war auch bei den Bekehrten so groß, daß Babilles 1687 sich zu einem Vertrag mit ihm herbeiliess, worin er ihm und 270 andern Reformirten freien Abzug ins Ausland gewährte. Freilich wurde auch dieser Vertrag, wie so viele andere, nach dem Grundfage, daß man Kegern nicht Wort zu halten brauche, gebrochen und die Abziehenden feindlich überfallen, doch gelang es Vivens, mit einem Theile derselben nach Holland zu entkommen.

So vergingen einige Tage in angenehmer Ruhe; ich benützte die früheren Morgen- und Abendstunden zu Spaziergängen. Den einen machte ich in das malerische Thal des Clairon, freute mich der süßgeprägten erhebewachsenden Brücken, die hier und da über die Schlucht des Giesbachs gehen, der Gruppen von Thuja und immergrüner Eiche, der Thonchieferrippen, die immer höher, je mehr man dem Aigoal sich nähert, rechts und links sich zwischen dem Grün der Terrassen emporthürmen. Ein zweiter Spaziergang führt in das etwas breitere Thal des oberen Herault, das sich nach dem Esperou passe eine starke Stunde weit hinanzieht. Prachtvoll ist die Modellirung jener Bergschneide, die die beiden Thäler trennt, und die nach Nordwest stets an Höhe wächst. Ein fast senkrechter Abstieg von mehreren tausend Fuß — eine Klust, einem Berggrütlich ähnlich — schließt das Thal ab; über diesem Precipice zeigt sich in schwindelnder Höhe winzig klein das Gehöfte der Seyre raide; wie man dort hinaufkommen könne, bleibt vor der Hand ein Räthsel. — Der anmuthigste Spaziergang aber ist der den Herault abwärts nach dem Fuße des Oriol führende. Der Weg windet sich prächtig um verchiedene Felsenecken, von denen Olivenbäume herabschauen; über Felsenschwellen, die die Kunst vollends zu Wehren umgebildet hat, raucht der Herault herab und begräbt sich unter einer Brücke in eine tiefe Schlucht; die prächtigsten Kastanienwälder schauen auf ihn nieder.

Der Esperou pass mit dem Mont Aigoal war in diesen Tagen stets das stille Ziel meiner Sehnsucht. Der Arzt hatte mir den Besuch erlaubt, und zwar um so unbedenklicher, als man bis auf die Pashöhe fahren kann. Aber schließlich schien das Wetter mir noch einen Streich spielen zu wollen. Die Zeit meines Urlaubs eilte ihrem Ende zu; auf den Montag hatte ich meine Abreise festgesetzt. Den Sonnabend umzog sich der Himmel, Wolken lasteten auf dem Aigoal, das ganze Firmament war ein Graun. Ich verlor den Muth und suchte mich in mein Schicksal zu ergeben. Gegen Abend kam der älteste Sohn meines Vaters, mich zu besuchen. Um sechs Uhr war eine Verdringung, es interessirte mich, ihr beizuwohnen. Es war das einzige Kind eines Schreinermeisters, das begraben wurde. Still, ohne Geläute, nahe der Zug. Acht dunkelgekleidete Mädchen trugen an Bändern den offenen Sarg, den Deckel trug ein Mann hinterher. Doch nur bei Kinderleichen ist es gewöhnlich, den Sarg offen zu tragen. Dicht hinter dem Sarge ging mein lieber Pastor F. in weißer Halsbinde, ohne Ornat, und in seinen Arm eingehängt ging der weinende Vater des Kindes. So ist es Brauch, daß der Pastor

den Leidtragenden im Arme führt und auf dem schweren Gange tröstende Worte ihm zuspricht. Mir war das unendlich rührend. In diesem einzigen Brauche spricht sich eigentlich schon das ganze Verhältniß aus, in welchem der reformirte „pasteur“ zu seinem „troupeau“ steht. — Hinter drein gingen, in feinen Zug geordnet, aber langsam und anständig die Männer, welche zu dem Leidtragenden in irgend einer Beziehung standen; auch wir mischten uns unter sie und beteten auf dem schlichten Kirchhof das innige freie Gebet mit, worin der Pastor für den Trauernden Kraft der Unterwerfung und Trost der Hoffnung ersuchte.

Als ich eine Stunde später dem Pastor auf der Straße begegnete, überraschte er mich nicht wenig durch die Eröffnung, er habe für morgen mir ein Fuhrwerk auf den Esperou bestellt. Ich erschrak förmlich, und erinnerte ihn an die Wolken, die trübe über uns hereinhingen. „D,“ jagte er, „das kann sich bis morgen früh ändern, der Wind ist nicht schlecht, Sie können morgen den schönsten Tag bekommen.“ Da kam auch in mich wieder einiger Muth, ich redete mit Monsieur Dupont, dem Beizer und Lenker des Fuhrwerks, eigentlich einem Spezereitrammer, der wöchentlich dreimal in Gesässiten den Esperou befährt, und wir setzten die Abfahrt auf morgen fünf Uhr fest.

Der verschloß, war Monsieur Dupont. Wir (d. h. mein junger Vetter und ich) mußten ihn erst wecken. Um ein Viertel vor sechs Uhr, nachdem er das zweirädrige offene Wägelchen, vor welchem ein Maulthier in der Gabel lief, noch rasch mit Aberginnen und anderen Viktualien beladen hatte, wurden wir flügge. Der Pastor hatte aber recht gehabt. Der Morgen war kalt, der Himmel rein und wolkenlos. Wir rollten das Thal des Herault hinauf; zeitweise stahl sich die aufgezogene Sonne hinter einer und der andern Felsenecke hervor, und dann trat Glut an die Stelle der fast empfindlichen Kühle. Die treffliche Chaussee führt an dem Dorfe Mas Mejan vorüber, das von einem wahren Paradiesprachtvoller Kastanienbäume umgeben ist, dann zu dem Dörichen Malet, hier stehen nun die schroffen Felsenswände dicht vor uns. Die Frage: wie da hinaufkommen? wiederholt sich. Nun ist aber in der neuesten Zeit ein wahres Meisterwerk von Bergstraße hier erbaut, mit nur vier Procent Steigung. Die Straße wendet sich bei Malet um und führt in der Richtung nach Balleraugue zurück, an dem schroffen Abhang der Luzette sanft empor, anfangs durch den prächtigen Kastanienpark. In stetigen Krümmungen um die vorpringenden Felsenspitzen der Luzette herum und durch die dazwischenliegenden Buchten windet sie sich so lange, bis wir den Rauch von Balleraugue wieder in ziemlicher Nähe, aber schon recht hübsch von oben herab sehen. Nun kehrt sie um und setzt sich in gleicher Weise fort, bis wir wieder Malet unter uns — in welcher Tiefe! — erblicken. Das ist aber nur die erste von drei Zickzacklinien. Die zweite ist gebaut und roh beworfen, aber dem Verkehr noch nicht übergeben; wir mußten hier den alten Fahrweg benutzen, wir gingen zu Fuße, indes das leere Fuhrwerk sich mühselig genug die steilen holperigen Höhen hinauf bewegte. Gar malerisch saßen auf einem Felsenvorsprung ein paar Hirten. Es war heute der Tag, an welchem die Schaafherden von der sommerlichen Bergguth heimgetrieben wurden in die Ortschaften. — Wir erreichten nun die dritte höchste Zickzacklinie und mit ihr die Region der Rothbuche. Nochmals führte uns die Straße bis halbweg Balleraugue zurück und dann wieder vorwärts. Die Blicke in die Tiefe sind hier zuweilen wahrhaft schauerlich. So steil sind die Abstürze, daß mein Blick, obgleich ich hoch auf dem offenen Gefährte saß, über den Rand und die niedrige steinerne Brustwehr der Straße hinweg nicht in die Tiefe des Thales, nur auf die jenseitigen Wände zu dringen vermochte. Man glaubt in den Lüften zu fahren.

Endlich hält der Wagen. Die Straße führt links in den Paß und zu dem Weiler Esperou. Wir aber schlugen zu Fuß den holperigen Steinweg ein, der rechts gerade über der Quelle des Herault nach der höher gelegenen Wasserseide der Seyre raide emporführt. Das „Hotel“, ein ganz gewöhnliches Bauernhaus, ist verschlossen; die Wirthskleute sind noch in Esperou in der Wäsche. Wir steigen die kahle gewölbte Anhöhe hinan, die

beide Orte trennt. Das ist der Mont Casperon. Aber wie sind wir enttäuscht! Zwar nach Osten hin hat sich schon während des Herausfahrens ein schöner Durchblick nach dem Dauphiné aufgethan. Wir sehen keine Berg- und Hügelketten, und hoch über einer Nebelschicht ragt in einsamer Majestät die Pyramide des Ventoux. Aber nach Süden ist die Aussicht auf Küste und Meer noch völlig verbaut und nach Nordwesten und Norden zeigen sich nur sanfte Abhänge nach den weiten, flachen, kahlen Hochthälern der Rouergue hinab, mit wenigen Ortschaften, und in der Ferne schließt ein unbedeutender blauer Höhenzug die Aussicht ab.

Wir kehren zunächst in die Seyre raide zurück, wo eine reformirte Bäuerin uns freundlich in ihr neben dem „Hotel“ liegendes Haus einlädt und in ihrer finstern schwarzen Küchenstube uns mit einem Trunk herrlichen Quellwassers erquid. Inzwischen kommt auch die Wirthin heim, wir fragen nach dem Küchensettel. Forellen sind leider nicht zu haben, aber un poulet. Der Ueberrest wird zurückgelassen, und ohne Weilen — es ist zehn Uhr, die Fahrt den Berg herauf hat vier Stunden in Anspruch genommen — treten wir die Wanderung nach dem Gipfel des Aigoual an.

Den leichten Sommerrock ziehe ich ab und hänge ihn über den Arm. Hier oben, 5000 Fuß über dem Meere, weht kein Lüftchen, glüht die Sonne in voller Gewalt. Ueber niedriges, ziemlich vertrocknetes Gras steigen wir aufwärts und erreichen eine Hochfläche, von allerliebsten schattigen Rothbuchenbüschen umgrenzt, und sehen schon die kahlen gelben Matten des Aigoual als sanften langgestreckten Rücken vor uns. Glänzende Quarzblöde, Hornblendestüde und Feldspath auf dem Wege zeigen uns, daß wir hier wieder in die Formation des Gneisses eingetreten sind. Die Sonne, fast scheinrecht über uns, ist eine Viertelstunde lang von einem weißen Sonnenhose umgeben, dann zerstreuen sich die Dünste und alles ist wieder reines tiefes Blau. Der sanfte Rücken ersteigt sich leicht; wir schreiten zwischen gewaltig großen Schafherden hindurch und die Hirten belehren uns in der lengo d'oc, daß von den drei sanften Höhen, die uns bis jetzt noch alle Aussicht sperren, die rechtsgelegene es ist, die wir ersteigen müssen. Dort zeigt sich denn auch die Ruine eines Thürmchens, la tour Cassini; denn hier hat einst dieser große Astronom Jahr und Tag den Saturn und den Mars beobachtet. Das verfallene Observatorium wurde später als Aussichtsturm wieder hergestellt, ist aber von neuem den Unbilden winterlicher Stürme erlegen.

Das ist nun freilich eine Aussicht, die jeder Beschreibung spottet. Der vierte Theil Frankreichs lag zu unseren Füßen. Was zunächst unsere entzückten Blicke fesselte, war ein blendender

spiegelnder Silberglanz rechts und links vom Pic de St. Loup, der dort draußen in der Ferne sich aus der grauen Tiefe erhob.

„La mer!“ rief mein junger Vetter, der noch nie in seinem Leben hier oben gewesen. Die Silberstreifen waren jedoch nicht das Meer, sondern die Gtangs, jene weitgestreckten Binnengewässer oder Haffs. Das Meer lag dahinter als schwarzblaue Mauer, die sich in scharfer gerader Linie in ungeheuren Bogen gegen den düstigen Horizont abgrenzte. Es war der Löwenhof in weiter Ausdehnung, etwa von Marseille bis Gette. Links vom Pic de St. Loup waren die Höhen von Montpellier deutlich zu erkennen. Rechts hin über die niedrigeren Nachbarberge weg zeigte sich einer blauen Wolke gleich der Canigou. — Vor uns die Abstürze ins Thal des Clairou, weiterhin der Oriol — Mas Gibert und Mas Miquiel blitzen deutlich im Sonnenschein — dahinter der mächtige Lirone, rechts davon der zackige Montdardier, und herwärts der flache Rücken und steile Absturz der Lizette, auf welcher letzteren die Felsadklinien der Straße wie mit einem Meißel eingeritzt erschienen. Ostwärts gleitet der Blick über verschiedene Bergketten weg ins Thal der Rhone hinab, deren Spiegel an einer Stelle deutlich heraufblitzt. Aus dem Duf, der die Boralpen verhält, steigt immer noch klar und schön der einsame Ventoux empor. Wenden wir uns nun nordwärts, so liegt jenseits einer ungeheuern seichten Falte wie eine Welt für sich das Gebirge der nördlichen Sevennen vor uns, Ketten hinter Ketten sich thürmend, kahl Höhenzüge kupferroth schimmernd von der Menge der hochrothblühenden Erica. Links hinter diesem Gebirge zeigen sich noch in weitester Ferne, aus einer Schicht grauen Nebels auftauchend, die Regel des Cantal und des Puy de Dome. Die Rouergue mit den Höhenzügen des Albigeois und Auverci im Hintergrunde führt dann wieder hinüber zum Canigou. So schließt sich der ungeheure Kreis der Aussicht, welche etwa 45 geogr. Meilen von Nord und Süd und ebenso viel von Ost und West umspannt.

Unendlich befriedigt, diesen Zielpunkt meiner Sehnsucht erreicht zu haben, kehrte ich in die Seyre raide zum „dejeaner“ zurück, das in einer oberen Kammer servirt wurde. Im Weiler Casperon, mitten unter jungen und alten Bauern sitzend, tranken wir Kaffee, und sausten dann in scharfem Trab und öfter im Galopp die Straße (diesmal auch den mittleren Fidsack der neuen benutzend) in anderthalb Stunden herab, wobei uns manchemal Hören und Sehen verging, wenn bei einem der vielen Vorprünge, die zu umkreisen waren, das Fuhrwerk gerade auf den gräßlichen Abgrund loszusteuern schien.

Nach herzlichem und bewegtem Abschied von den Verwandten trat ich am Montag Mittag die Heimreise an.

## Ein Blick auf die Geschichte Cyperns.

Von Franz von Köher.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Die größte und fruchtbarste Insel des mittelländischen Meeres lag wie begraben im Dunkel und Schweigen der Jahrhunderte. Wer bekümmerte sich um Cypern? Niemand! Unsere ganze bisherige Literatur, so reich über alle anderen Länder, böte über Cypern leere Blätter, hätten nicht der holsteinische Athener Hof Dürstiges über seine Alterthümer und die Wiener Unger und Kotschy ein treffliches Werk über die Vegetation der Insel veröffentlicht. Nur die Geschichtschreibung ließ die von wechselnden Schicksalen vielbedrängte Insel nicht ganz bei Seite. Wenigstens über ihre mittelalterliche Ruhmeszeit verbreiteten sich ein Buch des Benediktiners Stephan von Lusignan, das im Jahre 1580 in Venedig erschien, und die drei Bände eines andern Franzosen de Mas Latrie, der in den letzten zwanzig Jahren eingehendere historische Studien machte. Wer aber liest oder kennt nur jene Bücher außer den Fachgelehrten? Die meisten wissen über Cypern nicht viel mehr, als daß es im Alterthum dort berühmte Tempel und Blütenhaine der aphroditischen Göttin gab, daß eine schöne Venetianerin Katharina Cornaro Cyperns Königin gewesen, und daß auf seinen Fluren noch ein herrlicher Wein gedeiht.

Mit einem Schlage aber tritt Cypern unter die hellen

Strahlen der Gegenwart. Die Insel — so groß wie das Königreich Württemberg und nach langer Mißhandlung noch immer so üppig fruchtbar wie irgend ein Land der Erde — hat wieder politische Bedeutung, ist wieder ein Angelpunkt weitgreifender Seeherrschaft geworden. Nach fürchtbarer Schmach und Preßung athmet sie auf, ihr Lächelt wieder eine Zukunft.

Ich jagte in meinem eben erschienenen Buche über Cypern\*), als die Rede kam auf die Gründung des Königreichs der Lusignans, folgendes: „Jenes rasche Aufblühen in Feld- und Bergbau, Handel und Gewerbe, das gleich nach der fränkischen Besitznahme eintrat, ist ein Zeichen, was Cypern sofort wieder würde, sobald europäische Hände sich der Insel bemächtigten, die wie ein Kleinindien vor der Welt Handelsstraße des Suezkanals liegt.“ Das wird sich jetzt bewahrheiten. Cypern braucht nur Aufhören der unaufhörlichen stillen Plünderung, nur ein wenig gute Verwaltung und einige europäische Kapitalien, und es wird ganz von selbst wieder aufblühen.

\*) Cypern, Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte von Franz von Köher. Stuttgart, bei Cotta. Vergl. Cyprische Reisezüge, Daheim XIII. Jahrgang. I—IX. (S. 264 zc. bis 335.)



Zu gleicher Zeit muß sich die Wirkung seiner geographischen Lage geltend machen, und es wird offenbar werden, wie geschickt Beaconsfield die rechte Stelle in der Diktion des Mittelmeeres ausgesucht hat, so wenig ich auch sonst des Vords semitische Zukunftssträume theile oder seine Bewunderung der „ewig jungen Kraber“, die im Grunde doch bei so furchtbarer Zerstörung von Kultur ihr so wenig Neues gebracht haben. Auch Cypern hatte seine arabische Periode, und wie eine Art Wikinger des Mittelmeeres wußten die Kraber von der günstigen Lage der Insel und ihrem Reichthum an gutem Schiffsholz und andern Naturschätzen Gebrauch zu machen, um von hier aus ihre Beute- und Eroberungszüge ins Werk zu setzen.

Cyperns unerhöplicher Reichthum und seine Lage vor den syrischen, ägyptischen und kleinasiatischen Küsten, beides vereint war die Ursache, daß die Insel sehr selten sich selbst angehörte und fast beständig von einem großen Weltreiche an das andere überging. Weil die Redaktion dieser Zeitschrift es wünscht, will ich ganz in der Kürze die geschichtlichen Perioden Cyperns hier skizziren.

Das meerumrauschte wald- und fruchtschöne Land fiel jedesmal der Macht anheim, welche im Mittelmeer die stärksten Flotten besaß. Sein Besitz oder Verlust war das Zeichen des Aufstiegs oder Sinkens der Herrschaft zur See. Für sich allein zu stehen und sich zu behaupten, vermochte Cypern nur in einer einzigen Periode seiner Geschichte. Viermal gehörte die Insel europäischen, sechsmal asiatischen Völkern, zu den letztern wird wohl jeder auch die Türken rechnen.

Eigenthümlich aber ist das Schwanken Cyperns zwischen semitischer und arischer Natur und Art. Mag die Insel europäischer oder asiatischer Herrschaft folgen, niemals reißt sie ganz sich los vom Gegenteil. Wiederholt bekämpfen sich Arier und Semiten blutig auf cyprischem Boden. Die nationale Zuneigung der einen oder andern Bevölkerung fällt schwerwiegend ein an seinen historischen Wendepunkten. Und wo immer man in cyprische Religion oder Kunst, mag das Gesicht noch so sehr griechisch-römische Bildung vertarfen, tiefer eindringt, fühlt man semitischen Herzschlag.

Die Geschichte der Insel gestaltet sich deshalb zu vielfach wechselnden Perioden. Cypern war ein kleines Spiegelbild der Weltgeschichte. Jedes Volk, welches die Insel eroberte, suchte eilends ihr seine Kultur aufzufragen, und dabei wurde nicht wenig von dem zerstört, was sie im Lande vorfanden. Cypern sieht daher wie abgesehen aus. Bloss die Türken waren zu träge oder zu hochmüthig und ließen die fränkischen Bauten stehen, soviel sie davon nicht im ersten Sturm der Eroberung niedergeworfen hatten.

### I. Phönizier.

Das älteste Kulturvolk in den Ländern des Mittelmeeres ist semitischer Art, von ihm stammt ein großer Theil der Ideen wie der ältesten Industrie der Völker. Phönizier, selbstverständlich untermischt mit Juden und andern Völkern, siedelten sich an der Küste an, welche Syrien gegenüber liegt. Kiti wurde ihre mächtige See- und Handelsstadt. Nach der Bibel soll Kiti sogar von Japhets Enkel gegründet sein — jedenfalls ein Beweis, in welcher uralter Zeit die semitische Colonisation vor sich ging. Ohne Zweifel erhoben sich damals schon in Paphos und Amathunt die Altäre der phönizischen Astarte, der geheimnißvollen Mutter des Lebens und des Todes, die ewig gebiert und ewig verzehrt. Die Syrier aber waren und blieben berühmt in der Gartenkultur, Cyperns üppiger Boden kam ihnen höchst gelegen. Auch des Holz- und Metallreichthums der Insel wußten sie sich zu bemächtigen. Diese muß schon damals in aller Welt berühmt gewesen sein: es ist überliefert, daß Semiramis sich Schiffsbauer von Cypern kommen ließ. Von Kiti aus zogen die phönizischen Flotten und Ansiedler nach Kreta, Cilicien, Kleinasien und andern griechischen Inseln und Küsten, überall ihre Herrschaft wie ihre Kultur verbreitend.

### II. Griechen.

Nach dem trojanischen Kriege wandte sich das Blatt. Nachdem die Semiten so lange Zeit hindurch an den griechischen

Küsten als Handelsleute und Kulturbringer, als Ansiedler und Eroberer erschienen waren, erhoben sich jetzt in jugendlicher Kraft die Griechen, die zahllosen Geschwader ihrer kleinen Kriegsschiffe segelten die phönizischen Segel vom Meere fort, und als auf Trojas Gefilden das Uebergewicht griechischen Geistes und griechischer Waffen entschieden war, begann ein rastloses Ausströmen hellenischen Volkes nach allen Küsten in der Osthälfte des Mittelmeeres. Auch auf Cypern erzwangen sich die griechischen Hauptlinge mit ihren Scharen die Landung und siedeln sich an. Neun Plätze werden ihre Sammelstellen und erwachsen zu Hauptstädten der neun Königreiche: Kition (Kiti), Salanim, Amathunt, Kurion, Neupaphos, Keryneia, Soli Lapidhios, Ghytros. Schon wird auch das Waldgebirge besiedelt, welches fast die Hälfte der Insel einnimmt. Der Wald wuchs und sproßte so mächtig, daß man seiner nicht Herr werden konnte, bis ein Gesetz gegeben wurde: Jeder könne Wald ausrotten so viel er nur wolle, und das Feld- und Gartenland, das er dadurch gewinne, solle eine geraume Zeit frei bleiben von jeglicher Steuer. Anfangs wohnten die Griechen auf Cypern noch unvermischt neben den Phöniziern, allmählich aber gewann ihr rasches, frohsinniges, geistbelebtes Wesen die Oberhand über die erste schwerfällige Art und Kultur der semitischen Nachbarn. Ganz Cypern nimmt griechisches Aussehen an, und in dem üppigen Lande entwickelt sich in reichem Maße jede edle Thätigkeit, welche dieses begabte Volk auszeichnet. Jeder düstere Astarte verwandelt sich zur wonnelächelnden blütenweißen Göttin, durch den geheimnißvollen Schleier aber, welche den Aphroditeskultus auf Cypern umhüllt, bilden die greuelvollen Mysterien der phönizischen Algöttin.

Wenn aber Cyperns Schiffswerften, Metallindustrie und Gartenbau durch die Griechen den höchsten Aufschwung nehmen, wenn sein Seehandel nicht weniger als dreißig Hafen bevölkert, wenn sein Erbschatz geistiger Kultur hat Cypern wenig Eigenes hinzugebracht. Die allgütige Fruchtbarkeit des Landes, die furchtbare Sonnenglut in der einen Hälfte des Jahres, die lauen Lüfte in der andern, sodann aber auch der alte unverwüsthche Bodeniaz semitischer Volksart ließen die Geistesblüthen nicht zu freier und kräftiger Entwicklung kommen.

Arische schlechte Sitte und Gewohnheit war dagegen die Eifersucht und Selbstsucht, mit welcher die Gemeinden beständig unter einander haderten und zu Zeiten sich blutig bekämpften. Welch ein starkes und herrliches Staatswesen hätten die neun Königreiche gebildet, wenn sie in irgend einer Form sich dauernd vereinigt hätten! Allein die Anstrengungen der edelsten Männer, die solches wollten, scheiterten schmählich; jedes der neuen Königreiche hielt seine volle Selbständigkeit aufrecht, aber sie alle bildeten nur lockende Beute für stärkere Nachbarn.

### III. Persisch-ägyptische Zeit.

So konnte es nicht ausbleiben, daß die reiche Insel ihre Selbständigkeit verlor, sobald sich mächtige Reiche in den gegenüberliegenden Festlanden bildeten. Der Aegypten besaß und wer Syrien besaß, trachtete nach dem Besitze der Insel, und hätte ihre Schönheit und Leppigkeit nicht angereizt, so mußte man sich doch ihrer versichern, damit man nicht von dorther, da sie so günstige Lage vor den Küsten hatte, von einem glücklicheren Nachbar störende Einwirkung erfahre. So schwankte Cypern zwischen dem assyrischen und ägyptischen Weltreiche. Wo augenblicklich die stärkste Macht war, dorthin fühlte es sich hingezogen. Erst übergab sich die Mehrzahl seiner Fürsten der Oberherrschaft des Aegypters, und als dieser nach und nach sie die Schmach der Knechtschaft kosten ließ, wandten sie sich dem aufsteigenden Gestirne des persischen Cyrus zu. Am Rande des Perserreichs gelegen und von dort aus, wie es scheint, mehr begünstigt als bedrückt, blieb Cypern in gutem Gedeihen, der Handel blühte und seine Marine mußte der Großkönig zu schätzen. Aunderthalbhundert lange Schiffe aus Cypern dienten Xerxes bei seinem Heereszug nach Griechenland.

Als aber der große Nationalzug der Griechen sich nach Asien wandte, da standen die cyprischen Könige mit Herz und

Hand zu ihren Landsleuten, an ihrer Spitze Evagoras, eine der edelsten Erscheinungen im Alterthum. Zehn furchtbare Jahre hielt er den Krieg aus, dann mußte die Insel wieder den persischen Großkönig anerkennen.

Jedoch nicht auf zu lange. Alexander der Große erschien. Die Griechen auf Cypern brachen in hellen Jubel aus, jetzt konnten sie ihrem Haß gegen ihre semitischen Gegner in Handel und Politik genugsam. Unaufgefordert sandten sie Alexander Flotten, Werkleute und Belagerungsmaschinen. Die cyprischen Könige wetteiferten, seine Siege zu feiern. Ihre Schiffsbaumeister begleiteten ihn bis zum Indus, um dort eine Flotte zu schaffen.

Allein des Macedoniers Weltreich, das so rasch aus verschiedenen Ländern und buntem Völkergewirr zusammengeschlagen war, zertheilte sich ebenso rasch. Cypern fiel seinem alten semitischen Herrscherlande anheim, Aegypten verblieb den Ptolemäern. Diese behandelten die Insel als ihr Familienland. Philadelphus stellte seiner wunder schönen Gemahlin Arsinoe Bildsäule, gleichsam als wäre in ihr die Aphrodite selbst erschienen, in einem Tempel auf, welchen er ihr auf dem zephyrischen Vorgebirge erbaute. Diese hieß jetzt die zephyrische Aphrodite. Die Göttin konnte ja, was sich im Muttergottesdienst fortpflanzte, an mehreren Orten zugleich erscheinen. Der Arsinoe Tochter Berenike war es, welche zum Dank für des Gemahls glückliche Wiederkehr aus fernem Feldzuge ihr herrliches Haar in der Mutter Tempel aufhing. Als es dort eines Morgens verschwunden war, fand ein gefälliger alexandrinischer Philosoph es unter den Sternen wieder. Bei alledem wußten die Ptolemäer Cyperns Schätze recht wohl auszubenten. Sie ließen die Insel, auf deren Ebenen und Gewässern ihre Heere, gleichwie zur Zeit der Perserkriege, so häufig mit den anderen Generalen Alexanders des Großen gekämpft hatten, die Kosten des schweren Krieges bezahlen. Jetzt war es vollends aus mit der Herrlichkeit der neuen Könige, sie mußten tief ihr Haupt neigen vor dem ägyptischen Statthalter, der in Salamis, der vielumkämpften Stadt, residierte, und ihr Gold ihm zu Füßen legte.

Um die Zeit, als die Diadochen um Alexanders Nachlaß stritten, lebte auf Cypern ein Knabe, der später die Philosophie lehren sollte, welche mitten in den Lüsteu und Lastern der alten Welt eine Leuchte edler Sittlichkeit wurde. Es war Zeno, der Stifter der stoischen Schule. Die Insel der Aphrodite sandte nach Athen, der Hochschule des Geistes und der Künste, den sittenstrengen Philosophen. Auf Cypern aber erhob sich unter der ägyptischen Herrschaft viel semitisches Wesen wieder, in die liebliche Anmuth der Aphrodite mischten sich wieder mehr und mehr die unheimlichen Jäge der grauenvoll in Lust und Verderben schwelgenden Astarte.

#### IV. Römische Zeit.

Den Alterthumsforschern an der Tiber, Tacitus an ihrer Spitze, gab das Wesen der Venus Cypria viel zu schaffen; sie konnten, wie man aus des ebengenannten Geschichtschreibers Annalen deutlich erkennt, darüber nicht ins Klare kommen. Cypern gehörte den Römern noch ehe sie in Alexandrien einzogen; wie hätte sich die Insel ihres siegreichen Feldherrn Cato erwehren sollen! Die schöne Königin Kleopatra erbat sich von ihrem Geliebten Antonius die reiche Insel zu ihrem Adelsgeld, der Sieg Oktavians aber wendete Cyperns Angesicht für die nächsten viertelshundert Jahre nach Rom hin. Im weiten römischen Weltreiche hatte die Insel nun Frieden und allseitiges Gedeihen. Soviel auch der römische Protonsul, der seinen Sitz zu Paphos nahm, an Steuern einforderte, das fruchtbare Land brachte sie mit Leichtigkeit auf. Die römischen Dichter und Schriftsteller können nicht genug „die an allen köstlichkeiten fruchtbare Insel“ rühmen, von welcher Ammianus Marcellinus sagte: man könne dort ein Schiff bauen und mit allem was es nur gebe, ausrüsten und besetzen, und brauche doch kein Stück anders woher zu nehmen, als von der Insel

selbst. Schiffsbaumholz, Kupfererz, Weizen, Del, Wein, Essig aus Feigen, das kostbare allerwärts gesuchte Cypressenholz, das wohlriechende Ledanum, von dessen hebräischen Namen Gopher der Name der Insel Kyprus herrührte, und andere wohlriechende Harze, wie Ambra und Mastix, waren Ausfuhrartikel, die Cypern in unerhöplicher Fülle und Fülle hervorbrachte.

#### V. Erste christliche Zeit.

In der Geschichte der christlichen Kirche nimmt dasselbe Eiland, auf welchem länger als ein Jahrtausend die Göttin irdischer Lust und Bönne brünstig verehrt worden war, eine schöne Stelle ein. Man erinnere sich, wie viel schon in der Apostelgeschichte von Cypern vorkommt. Der stärksten und genialsten Kraft unter den Aposteln gelang hier ihr erster glänzender Sieg. Die erste Kirchenversammlung hatte Saulus in Begleitung des Barnabas, eines geborenen Cypriers, nach der Insel geschickt, weil man in Jerusalem vernahm, man trage dort nach dem Evangelium Begehren. Die beiden Apostel zogen von einer cyprischen Stadt zur andern, und ihrer Feuerrede fehlte nicht der Erfolg. Selbst der Döchte auf der Insel, der römische Protonsul Sergius, wurde durchdrungen von christlicher Ueberzeugung, und von nun an schied sich der Apostel der Heiden vollends von dem engherzigen Judenthum, romanisirte sich und nannte sich Paulus. Bald darauf brach in Palästina grimmige Verfolgung der neuen Lehre aus, scharenweise flüchteten die Christen übers Meer nach Cypern, an ihrer Spitze Lazarus, der vom Tode Erweckte. Nicht weniger als dreißig Bisthümer entstanden auf der Insel, kein anderes Land hat so reichlich den Heiligenkalender bevölkert. Die heilige Katharina, im Mittelalter der ganzen Ritterkaste hochberühmte Patronin, stammte von Cypern, ihm gehörten an: Heraplibes, Hilarion, Epiridion, Epiphanes, Johannes Kampaßista, Johannes der Almojenier, Afona, Maura und noch eine lange Reihe anderer Heiliger. Die Kaiserin Helena verslocht sich mit der Sage und Geschichte Cyperns, als sie nach Auffindung des Kreuzes Christi herüber schiffte, durch eine Reihe von Wundern, und als man das Grab des Märtyrers Barnabas öffnete, fand man, wie es heißt, auf seiner Brust das Matthäus-Evangelium im aramäischen Urtext.

In dieser ersten christlichen Zeit verwandelte sich die Göttin der Insel, die aus der Astarte zur Aphrodite geworden, zum zweiten Mal. Sie wurde die Muttergottes der orientalischen Kirche, behielt aber ihren alten Namen. Ich selbst hörte sie noch vom Volke Aphroditissa, die Aphroditissa, nennen. Cypern bewahrt ihr ältestes Bild, nach der Sage vom heiligen Lukas gemalt, und von hier gingen, wie es scheint, die schwarzlichen Madonnenbilder aus, die wir byzantinische nennen, die so sehr und düster blicken, die in ihrer dunkeln Schwärze umringt sind von blinkendem Gold und Edelstein, deren Antlitz aber auf Cypern noch verhüllt wird, alles gleichwie einst das Symbol der cyprischen Allgöttin, der schwarze Meteorstein.

Die Bekehrung der Insel sollte aber nicht vor sich gehen, ohne daß die Juden den semitischen Protest erhoben. Diese wohnten massenhaft auf Cypern, wo der Welthandel blühte, und hatten in Jerusalem ihr eigenes Gasthaus mit Synagoge in der Nähe des Tempels. Ihr kochender Haß gegen den zunehmenden römischen Steuerdruck verband sich mit dem Widerwillen gegen die neue Lehre. Christenthum und Römerthum, beides sollte auf der Insel vertilgt, Cypern ein Hort des gereinigten Judenthums werden. Sie rotteteten sich zusammen zu einem furchtbaren Heere und erschlugen alles, was nicht ihrer Farbe war. Eine Viertelmillion Menschen, mehr als jetzt auf der Insel wohnen, fand ihren Tod. Bloss im Gebirge hielten sich die Griechen aufrecht. Als römische Feldherren endlich die Wüthenden bezwungen hatten, wurden die Juden sämmtlich von Cypern fortgetrieben, und bald folgte ihnen die Vergeltung übers Meer und begrub die letzten Tapfern dieses Volkes unter den Mauern von Jerusalem.

(Schluß folgt.)

## LII. Eingeschlossen.

Der nächste Tag, ein Sonnabend, war ein Tag der Vorbereitungen. Bammé saß über Plänen und Karten, während Berndt in aller Frühe aufgebrochen war, um die fernestehenden Truppenteile heranzubereiten. Gleich nach drei Uhr war er von diesem Auszuge zurück. Als er wenige Minuten später in das Parterrezimmer des alten Generals eintrat, fand er diesen in eifrigem Gespräche mit Drosselstein, der eben über seine Sendung ins russische Hauptquartier rapportierte. Tschernitschew war ihm nicht nur mit ungehörter Artigkeit entgegengekommen, sondern hatte sich auch dahin geäußert, daß er auf Vorschläge wie diese, mit andern Worten auf Kooperation gerechnet habe. Nur diese verspreche bei dem kleinen Kriege, der voraussichtlich durch die nächsten Wochen hin geführt werden müsse, die gewünschten Erfolge. Der Ueberfall Frankfurts, wenn von allen Seiten rechtzeitig eingegriffen würde, böte geringere Schwierigkeiten, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Die Truppen seien decouragirt, unter allen Umständen aber erheische die Parkirung eines so bedeutenden Geschützmaterials einen ersten und raschen Versuch. Er proponire deshalb die Nacht von Montag auf Dienstag und werde seinerseits im Laufe des vorausgehenden Tages bis in die Künersdorfer Gegend rücken, um von dort aus zu näher festzusetzender Stunde die Dammvorstadt anzugreifen zu lassen, und zwar mit zweitausend Mann Elite-truppen. Seines Eifers dürfe man sich versichert halten; er werde persönlich zugegen sein und den Angriff leiten.

So Drosselsteins Bericht, dem Berndt und Bammé mit wachsendem Interesse gefolgt waren. Beide glaubten in dem guten Ausgange dieser Mission das Unterpfand weiteren Gelingens erblicken zu dürfen und legten die schon vorher geplante „Rekognoszierung gegen Frankfurt“ auf den nächsten Vormittag fest. Zugleich dankten sie dem Grafen für den diplomatischen Takt, mit dem er die Verhandlungen geführt habe, woran sich die Bitte reihte, bleiben zu wollen. Drosselstein indessen lehnte, Geschäfte vorzuschüßend, ab und empfahl sich, nachdem er noch einmal gebeten hatte, die Nacht von Montag auf Dienstag, „ich um den guten Willen Tschernitschews nicht zu verwirren“, zu Ausföhrung des Unternehmens im Auge behalten zu wollen.

Gegen Abend kam Seidentopf, und Trebe wartete, daß der Kartentisch befohlen werden würde. Die Tarokpartie fiel aber aus, ein Zeichen, daß die Generalspflichten schwer auf Bammé zu lasten begannen. Er selber scherzte darüber und suchte sich durch Selbstpersifflung, die dann wieder mit Uebermüthigkeit wechselte, die Last etwas leichter zu machen; aber er kam nicht weit damit, und nur als Berndt von der Heiligkeit des Sonntags zu sprechen und zu Seidentopf gewandt einmal über das andere zu bebauern begann, daß er, um der Frankfurter Rekognoszierungsfahrt willen, die Kirche, die Predigt und die Verlesung des Ausrufs vernachlässigen müsse, regte sich der alte Widerspruchsgeist in ihm, und er fuhr mit einem „ich für mein Theil, ich veräume nicht viel“ scharf und trocken dazwischen. Einige Minuten später zogen sich alle zurück, nachdem man noch überein gekommen war, sich am andern Morgen eine halbe Stunde früher als gewöhnlich am Frühstückstische zu treffen.

Und nun war dieser andere Morgen da, und die Glocken des Hohen-Biezer Thurmes klangen durch die winterklare Luft. In dem Herrenhause war alles Leben und Bewegung, die einen rüsteten sich zum Gange in die Kirche, die andern zu der Frankfurter Fahrt. Es fehlten nur noch zehn Minuten an zehn; Krist fuhr vor (wieder die Ponties) und erst Berndt und Bammé, dann Hirschfeldt und Orrell bestiegen das offene Gefährt. Nur Lewin und Tubal blieben zurück, vielleicht weil die Sitzplätze des Wagens nicht recht ausreichten, aber wohl mehr noch, um an einem so wichtigen Tage wie der heutige, den herrschaftlichen Chorfuhrl nicht unbesezt erscheinen zu lassen. Und jetzt begannen die Glocken zum dritten Mal zu läuten und während mit den Abfahrenden noch Grüße gewechselt wurden, boten die beiden zurückbleibenden Freunde den schon zum Kirch-

gange bereitstehenden Damen ihren Arm und schritten mit ihnen erst durch die verödeten Gänge des Parkes, dann durch die Lindenallee hin auf die Kirche zu. Die kleine Seitenpforte war verschlossen, so daß sie heute den Haupteingang benutzen und durch den Thurm, wo die Bahre und die gesprungene Türhenglocke stand, in die Kirche eintreten mußten. Diese war schon gefüllt, da jeder in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Wort über Krieg und Frieden von der Kanzel gesprochen werden sollte.

Es war ein schöner Tag; alles sah hell aus, und dieser Eindruck wuchs noch, als die lichte Gestalt unseres Seidentopf auf der Kanzel erschien. Der Gesang schwieg und nur die Orgeltöne klangen noch leise nach, während alles sich neigte, um, dem Vorgange des Geistlichen folgend, ein stilles Gebet zu sprechen. Nun aber ging es wieder wie Leben durch die Versammlung, aller Köpfe richteten sich auf und Seidentopf, mit der Rechten sein langes weißes Haar zurückstreichend, begann: „Andächtige Gemeinde! Der Tag, den wir ersehnt haben, ist gekommen. Vor Wochen und Monaten schon, als Gott auf den russischen Schlachtfeldern sein Zeichen gab, als edle und tapfere Heerführer, den Schein des Ungehorsams nicht fürchtend, im wahrhaften Sinn und Geist unseres Königs zu handeln und den ersten entscheidenden Schritt zur Abwerfung eines uns unerträglich gewordenen Joches zu thun wagten, schon damals wußten wir, daß dieser ersehnte Tag kommen werde. Aber er war noch nicht da. Nun ist er angebrochen. Der Uebergang von der Knechtschaft in die Freiheit bereitet sich vor. Der König hat geredet, das ungeduldig erwartete Wort, es ist gesprochen worden. Jeder unter Euch kennt es, aber von dieser Stelle aus sei es noch einmal verkündet.“

Und nun entfaltete unser Freund das den Ausruf abschriftlich enthaltende Blatt und las mit lauter und eindringlicher Stimme. Die Wärme seines Vortrags ließ auch den einfachsten Sätzen Bedeutung und Leben und eine Wirkung gab sich zu erkennen, wie sie bei dem Einzellesen daheim niemand an sich erfahren hatte. Besonders waren es die Worte, die von der Vaterlandsliebe und der in Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten bewährten Anhänglichkeit an den König sprachen, denen die Versammlung mit sichtlicher Bewegung folgte.

Und Seidentopf fuhr fort: „So, meine Freunde, hat der König gesprochen. Gesprochen wie noch nie zuvor, weil er noch nie zuvor in gleich hohem Maße das für einen König erhebenste und beglückenste Gefühl haben durfte, das Gefühl einer reinen und vollkommenen Uebereinstimmung mit seines Volkes Wunsch. Ein heiliger Krieg ist es, der beginnt, ein Krieg voll Hoffnung auf innerliche Befreiung, und so will ich denn sprechen über die Worte des Propheten Jeremias im achtzehnten Kapitel: „Und plötzlich rede ich gegen ein Volk und Königreich, daß ich es ausrötte, zerbreche und verderbe; wo sich es aber befehret von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu thun.“ Ja, meine Freunde, Gott war auch wider uns, daß er uns ausrötte, zerbreche und verderbe um unserer Schuld und Sünde willen, denn diese Schuld war groß.“

Und nun begann er, rückwärts blickend, seiner Gemeinde das Bild unserer Schuld zu malen. Unter eines großen Königs Regiment hätten wir rasch den Gipfel des Ruhmes erklimmt, eines Ruhmes, der uns hochfahrend, sorglos und bequeme gemacht habe. Unredlicher Gewinn habe zum Ueberfluß unser Gebiet vergrößert, bis die Hälfte unseres Landes aus fremdem Volk bestanden habe, derart, daß wir kaum noch gewußt hätten, ob wir Deutsche seien oder nicht. Und während von andern Völkern um hohe Güter des Lebens gekämpft worden sei, hätten wir selbstgerecht und selbstständig seitab gestanden und des Glaubens gelebt, daß wir durch bloße Ruhe mächtiger und fürchtbarer werden würden. So sei der trotzig-übermüthigen Klugheit unserer staatlichen Jugend eine verzagte Klugheit auf dem Fuße gefolgt und mit dem Hinschwinden unseres Ruhmes

sei zuletzt auch unsere Ehre mehr und mehr ein Schattenbild geworden. Eine Flut von Eitelkeit und Verschwendung habe die mühsamen Werke besserer Jahre zerstört, bis es endlich über uns hereingebrochen sei und der Herr, um mit den Worten des Propheten zu sprechen, „wider uns geredet habe“, als wider ein Volk, das er ausrotten, zerbrechen und verderben wolle. Ein zermalmenes Kriegsglück, das noch in unser aller Gedächtnis sei, habe uns schließlich von unserer falschen Höhe in den Abgrund geworfen.“

Hier machte Seidentopf eine Pause. Dann, sich vorbeugend, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ein zermalmenes Kriegsglück, sagte ich. Aber schlimmer als dieser Krieg war der Frieden, der folgte. Ich rede nicht von der äußerlichen Noth, die er mit sich führte, ich rede von der traurigen Gewöhnung, die er schuf, das Unwürdige zu dulden. Eine Gewöhnung, die so weit ging, daß in vielen Gemüthern (nicht in den Eucern, meine Freunde) der Wunsch und die Hoffnung auf einen bessern und würdigeren Zustand verloren ging. In vielen war nur noch der Gedanke lebendig, wie man sich dem fremden Joch am bequemsten fügen könne. Andere aber, die noch die Hoffnung auf eine bessere Zeit nicht aufgeben wollten, worin gefielen sie sich, in was suchten sie die Rettung? In Lug und Trug. Ihr Thun wurde Heuchelei und um die drohendste Gefahr zu vermeiden, zeigten sie Freundschaft und baten um solche, wo sie doch nur verachten und verabscheuen konnten. Jene Schamlosigkeit war da, die um des Lebens willen jeden edleren Zweck des Lebens hintenansetzt oder vergißt. So war unser Zustand, meine Geliebten, und wir selber waren nach den Worten der Schrift „wie die Heiden in der Wüste“. Das waren die zurückliegenden Tage unserer Gefangenschaft; aber danken wir dem Herrn: ein neuer Tag ist da.“

Und nun begann er seiner Gemeinde zu zeigen, was dieser „neue Tag“ erheische und bedeute: Rückkehr zur Wahrheit, Rückkehr zu dem Muth, den die Wahrheit gibt. Er führte dies aus und nannte die „Wehrhaftigkeit des Volkes“, wie sie durch den heute verlesenen Ausruf proklamirt worden sei, eine Morgengabe, eine Gewähr besserer Zeiten. Im Gegensatz zu Jahrzehnten, wo der Uebermuth des Soldaten den Muth für etwas ihm ausschließlich Zuständiges gehalten habe, sei der Muth jetzt eine Pflicht jedes Einzelnen geworden. Und diesen Muth würden auch sie zu bethätigen haben, jede Stunde könne sie rufen, und käme sie, so sollten sie sich derselben würdig zeigen.“

Andächtig war die Gemeinde gefolgt. Auch Lewin hatte diesmal nicht Zeit gefunden, nach dem Nothstehlichen anzuschauen, und nur Tubals Aufmerksamkeit war bald abgeleert und hatte zwischen dem großen Grabdenkmal und dem silbernen Altar-cruccifix einen mechanischen Pendelgang gemacht, den die wunderlichsten Fragen begleitet hatten. „Wie viel hat das Grabdenkmal gekostet?“ „Wovon sind die Messinglender so blank?“ „Welcher Wigewig hat das Cruccifix gestiftet?“ und dann waren neue Fragen gekommen, um schließlich den ersten wieder Platz zu machen. Und woher das alles? Hatten die Seidentopfschen Worte doch eines tieferen Tones entbehrt? O nein; aber auf dem Pendelgange zwischen dem Grabdenkmal und dem Cruccifix trafen seine Blicke Marie. Das war es. Ihr Mund suchte von Zeit zu Zeit und ihre großen dunkeln Augen erschienen wie geschlossen, so tief lagen sie unter dem Schatten ihrer Wimpern. Er sah das blasse feingeschnittene Profil, und sah es, bis er nur noch sah, und nichts mehr hörte, als die Stimme des Vorwurfs, die leise in seinem Herzen mitklang.

\* \* \*

Die Predigt hatte mittlerweile geschlossen, nur das Gebet war noch zu sprechen und alles sah erwartungsvoll zu der Kanzel auf, auch Marie. Sie fühlte wohl, daß Blicke von dem Chorstuhl her sie trafen, aber sie hatte die Kraft, dieser Blicke nicht zu achten oder doch in ihrer Seele sich ihrer zu erwehren. Denn sie war reinen Gemüths und ohne Schein und Falch.

Seidentopf aber betete: „Barmherziger Gott und Herr, Du hast Großes an uns gethan, daß Du uns beruffst, um ein freies und würdiges Dasein zu kämpfen. Steh uns bei. Der Sieg kommt von Dir und mit Vertrauen ist es, daß wir Heil

und Segen für unser Thun von Dir ersehen. Schütze den König, verleihe Weisheit und Kraft den Heerführern, Muth denen, die die Waffen tragen, treue Ausdauer aber allen, auch uns. Und wie das Glück des Krieges auch wechseln möge, eines gib uns als seine letzte Segnung, gib uns Freiheit und Frieden.“

Nun fiel wieder die Orgel ein, der letzte Vers wurde gesungen, und langsam erhoben sich die Hohen-Vieker und verließen die Kirche. Marie blieb zurück, um Renaten und die Schorlemmer zu begrüßen; dann schritten sie gemeinschaftlich den Mittelgang hinunter. Tubal und Lewin folgten.

Als alle den spitzbogigen Mauereinschnitt erreicht hatten, der von der Seite her in den Thurm führte, bemerkte Marie, daß sie das Gefangbuch sehr wahrscheinlich auf ihrem Sitzplatze habe liegen lassen. Sie wollte umkehren, aber Tubal litt es nicht und schritt den Mittelgang wieder hinauf, um das vermiste Buch zu holen. Marie sah ihm nach und wartete, während die andern durch das Außenportal ins Freie traten.

Das Buch war nicht da. Tubal, nachdem er erst auf der Bank und dann am Fußboden hin und her gesucht hatte, richtete sich endlich wieder auf und machte mit beiden Armen eine Bewegung, die das Vergebliche seiner Bemühungen ausdrücken sollte.

Marie rief ihm zu: „Da muß ich selber kommen,“ und ging nun ebenfalls das Kirchenschiff hinauf. Aber in diesem Augenblicke hatte sich das Buch auf einem schmalen Brett unter der pulvertartigen Schrägung gefunden und Tubal hielt es triumphierend in die Höhe und ihr entgegen. Sie nahm es dankend aus seiner Hand, wandte sich dann und schritt eilig wieder dem Ausgange zu; ehe sie diesen jedoch erreichte, hörte sie, daß von außen her zugeschlossen wurde. Der alte Kuballe, von seinem Orgelchor herabkommend, hatte nicht bemerkt, daß noch wer in der Kirche war.

Marie fuhr zusammen, sagte sich aber rasch und sagte: „Wir sind eingeschlossen, pochen Sie schnell an die Thür.“

Auch Tubal war erschrocken, aber wie von einem elektrischen Schläge getroffen.

„Wozu, Marie,“ sagte er, „er würde uns doch nicht hören. Und so sind wir denn Gefangene.“

„Ja; aber in einer Kirche gefangen. Und auf alle Fälle, die Fenster sind nicht hoch.“

„... doch zu hoch für einen Sprung.“

„... Und Renate wird unsere Abwesenheit bemerken.“

„Gewiß; aber ich denke, nicht zu früh.“

Marie hörte, wie seine Stimme zitterte.

„Gut,“ sagte sie, „so sind wir denn Gefangene. Machen wir das Beste davon und nutzen wir die Zeit. Es verlohnt sich immer, zu lernen, und ich wette, sie kennen unsere Kirche noch nicht. Niemand kennt sie; jeder glaubt genug gethan zu haben, wenn er das große holländische Monument bewundert und den Namen des alten Matthias von Wigewig oder wohl gar den seiner tugendreichen Veronika von Beerfelde mühsam entziffert hat. Das heißt dann die Hohen-Vieker Kirche kennen. Wir haben aber hier vielerlei.“

Sie sprach dies alles in beinahe heiterem Tone, ganz ernstlich, um ihre Befangenheit zu verbergen, und als Tubal, statt aller andern Antwort, ihr nur immer forschender ins Auge sah, fuhr sie rascher und hastiger fort: „Ich muß Ihnen das alles zeigen. So verlieren wir diese Minuten nicht. Von dem zerbrochenen Taufstein, von dem die Leute sagen, er sei tausend Jahre alt, will ich Ihnen nicht erst sprechen, Sie glauben es nicht; aber hier rechts das Muttergottesbild, das müssen Sie sehen. Sehen Sie, die Maria hat ihr Christkind aus den Händen fallen lassen.“

„Vielleicht weil sie wieder freie Hand haben wollte.“

„O nicht doch, das ist Spott und gottlos. Und ich sehe schon, es paßt so wenig für Sie, wie der tausendjährige Taufstein. Aber hier, das ist etwas, das paßt für uns beide,“ und dabei zeigte sie mit ihrer Hand auf einen alten, aufrecht stehenden Grabstein, der in die Wandstelle dicht neben dem Muttergottesbilde eingemauert war.



King bei Maria Stuart. Originalzeichnung von G. Kneller.

Tubal trat an den Stein heran und las: „Katharina von Gollmig.“

„Ja, das war ihr Name.“

„Lassen wir den Namen,“ sagte Tubal, „was soll er uns? Was sollen uns die Todten?“

„Doch, doch, Sie müssen von ihr hören. Sie war die Freundin eines dormaligen Fräulein von Wigewitz, den Vornamen hab ich vergessen, nehmen wir an, daß sie Renate hieß.“

„Nicht Renate.“

„Ja, nehmen wir an, daß sie Renate hieß. Und ihre Freundin, eben diese Katharina von Gollmig, deren Grabstein hier vor uns steht, die starb hier und wurde hier begraben. Aber das todte Fräulein hatte Sehnsucht in ihre Heimat und wollte fort von hier und aus dem fremden Grabe wieder heraus.“

„Ich glaube es nicht.“

„O, Sie müssen es glauben, denn es ist wahr und es weiß es jedes Kind hier. Und immer, wenn das Fräulein von Wigewitz über diesen Grabstein hinschritt, der damals noch mit den andern Steinen im Mittelgange lag, dann hörte sie, wie die Freundin rief: „Renate, mache auf!“

Tubal lächelte.

„Und so rufen auch wir jetzt; nicht wahr?“

„Nicht ich.“

„Doch, Sie müssen es auch rufen, denn so gemahnt uns der Grabstein. Und an was uns die Grabsteine mahnen, auch wenn sie stumm sind, das müssen wir thun.“

„Ja; nur nicht heute, nicht in dieser Minute. Wir leben, Marie.“

„Aber wie lange noch,“ antwortete diese.

Tubal fluchte. Es war etwas in dem Wort, das ihn getroffen hatte. Aber er entschlug sich des Eindrucks wieder und sagte: „Lassen wir die Grabsteine.“

Und damit schritten sie wieder in den Mittelgang der Kirche zurück.

Als sie die vordersten Bänke beinahe erreicht hatten, unterbrach Tubal das lange Schweigen und sagte mit weicherer Stimme: Nicht wahr, Marie, wir wollen gute Kameraden sein? Das Schicksal hat uns hier zusammengeführt. Ist es nicht, als ob wir einander gehören sollten?“

„Nein, nicht wir . . . Aber horch, ich höre Stimmen.“

„Welche?“

„Ich weiß es nicht.“

„Nicht unsere Stimmen, Marie, nicht Ihre, nicht die meine?“

„Nein, Renatens.“

Sie betonte den Namen und er fühlte wohl weshalb. Aber außer sich ergriff er jetzt ihre Hand und sagte mit rauch sich steigender Festigkeit: „Renate und immer wieder Renate. Wozu, was soll es? Ich bitte Sie, nur jetzt nicht diesen Namen; ich mag ihn nicht hören. Er will sich zwischen uns stellen, aber er soll es nicht. Nein, nein, Marie!“ Und er warf sich nieder und umklammerte sie, während er sein glühendes Gesicht an ihrem Kleide barg.

Da wurde es von außen her laut, der Schlüssel drehte sich im Schloß und gleich darauf erschien der alte Jeserich Kuballe und kam zwischen den Chorstühlen langsam die Treppe herauf.

„Nichts für ungut, junger Herr. Aber mit einundachtzig da hat man keine Augen mehr, und da habe ich Sie denn gesungen geseht. Und zwei schmucke Gefangene, das muß ich sagen; ja, ja, Marie.“

Beide hatten unter dieser Begrüßung ihre Ruhe wieder gewonnen und erzählten nun dem Alten, daß sie die Zeit ausgenutzt und die großen Grabsteine gelesen hätten, auch den von der Gollmig.

„Auch den von der Gollmig. Ja, ja, das war das Fräulein, das nicht hier bleiben wollte. Ja, das muß man lesen. Aber die jungen Leute thun es nicht und wenn sie es thun, so denken sie nichts dabei. Ja, die Grabsteine . . .“

So plaudernd waren sie wieder bei dem Ausgange der Kirche angekommen.

„Vater Kuballe,“ sagte Marie, „wir haben denselben Weg.“ Tubal trat an sie heran und bot ihr die Hand, wie zum Zeichen, daß Friede zwischen ihnen sein solle. „Es war ein Traum.“

Sie schüttelte den Kopf.

Dann nahm sie den Arm des Alten, der die letzten Worte kaum gehört, am wenigsten beachtet hatte und stieg mit ihm einen der schmalen Pfade hinab, die von dem Kirchhügel aus auf die Mitte des Dorfes zuführten.

### LIII. Die Rekognoszierungsfahrt.

Um eben diese Zeit trübten die Ponies über Hohen-Bieser auf Frankfurt zu.

In Podolzig selbst erfuhren unjere Freunde, daß vor kaum einer halben Stunde die vordersten Staffeln der am Tage vorher heranbeorderten Bataillone eingetroffen seien, und gleich darauf wurden sie verschiedene Gruppen von Landsturmmännern gewahrt, die, von Alt und Jung umstanden, allerschönd Fragen stellten und beantworteten. Einen Augenblick erwog Berndt, ob er absteigen und zu den Leuten sprechen sollte; er unterließ es aber, um nicht abermals die wenigen noch bleibenden Tagesstunden gekürzt zu sehen.

Das nächste Dorf war Cleßin. Auch hier ließen sich Erregung und Unruhe — der Aufruf war eben verlesen worden — deutlich wahrnehmen, und nur in Cleßin, in dem eben zu Mittag geläutet wurde, war alles still. Hier sahen die Sperlinge zu Hunderten auf dem Fahrdamm, unschlüssig, ob sie aufstiegen sollten; und nichts als der sonnenbeschiene Rauch, der hell und gradlinig aus den Giebeln stieg, deutete auf Leben.

Und nun lag auch Cleßin zurück. Der Weg stieg in leiser Schrägung an und eine reizende Scenerie begann sich mehr und mehr zu erschließen.

Ueber das weit nach rechts hin gebreitete Plateau waren zahlreiche Gehöfte ausgebreitet, während nach links hin das ganz in der Tiefe liegende, nur von Kropfweiden eingefasste Oberthal sich schlängelte. Und in eben dieser Tiefe, keine halbe Stunde mehr von unseren Reisenden entfernt, stieg jetzt auch die Stadt selber herauf, deutlich erkennbar an dem gekupperten Gut der Oberkirche und den vielen goldenen Kugeln, die wie Butterblumentknochen das grüne Spigdach umstanden.

„Ich zähle sieben Kirchen,“ sagte Bamme, der aus einer Art Eigensinn nie zuvor in Frankfurt gewesen war. „Es scheint eine große Stadt, größer als ich dachte.“

„Der eigentliche Kern ist klein,“ antwortete Berndt. „Aber die Vorstädte strecken sich weit hinaus. Sehen Sie drüben die Dammvorstadt, fast eine Stadt für sich. Und dahinter Künnersdorf, blutigen Schlachten-Andenkens. Hier auf unserer Seite des Flusses sind wir friedlicher. Die lange Häuserlinie dort unten ist die Lebuser-Vorstadt; aber ich will Sie nicht vor der Zeit mit solchen Einzelheiten beschäftigen. Vom Spigkrag aus haben wir das alles viel deutlicher und sehen den Sottmeiers in die Schornsteine hinein.“

„Den Sottmeiers?“ fragte Bamme.

„Ja, hier dürfen wir sie noch so nennen.“

„Was ist es damit?“

„Eine von den Redereien und Tzeden, wie sie zwischen „Altstadt“ und „Neustadt“ überall zu Hause sind. Ob es paßt, ist gleichgiltig, wenn es nur reizt und böses Blut macht. Und das thut es. Ein altes Weib, nicht viel besser als eine Deze, steckte vor hundert Jahren die ganze Vorstadt hier unten in Brand. Sie hieß Wittwe Sottmeier und wurde mit sechs oder sieben ihrer Complicen auf den Scheiterhaufen gestellt. Feuer für Feuer; das war damals noch die Regel. Seitdem werden alle Kiezer nach dem übelberühmten alten Weibe genannt, und heißen „Sottmeiers“. Eine sonderbare Logik, erst den Schaden und dann den Schimpf. Aber ob logisch oder nicht, es gefällt den Altstädtern, und so bleibt's beim Alten.“

Unter diesen Gesprächen waren sie bis an ein weißgetünchtes Wirthshaus mit hohem Strohdach gekommen, das, an der Spitze dreier hier zusammentreffender Straßen gelegen,

den Namen „Spitzkrug“ führte. Es war dies der vorerwähnte Aussichtspunkt, weshalb denn auch Wigewitz halten ließ. Ein dreieckiger, durch die drei Straßen gebildeter Garten lag vor dem Hause; hier stellten sich unsere Freunde auf und sahen, über einen Heckenweg hinweg, auf das reliefartig vor ihnen liegende Bild. Vamme hatte den Blick überall, und erkannte gleich, daß dies der Punkt sei, der für alle Fälle gehalten werden müsse.

„Hier stellen wir unsere Soutiens,“ sagte er. „Ueber den Spitzkrug geht unser Rückzug. Die drei Wege hier lassen uns die Wahl, und verwirren den Feind.“

„Warum Rückzug?“

Vamme lachte. „Ein gesicherter Rückzug ist der halbe Sieg. Wer vorwärts will, muß mit dem Gedanken an ein mögliches Rückwärts beginnen. Weiß ich, daß ich wieder herans kann, so geh ich dem Beelzebub in seinem Allerheiligsten zu Leibe. Fragen Sie Hirschfeldt, der kennt den Krieg.“

Während dieser Worte hatte Vamme sein Notizbuch genommen, und begann die verschiedenen Straßen einzuzichnen. Als er damit fertig war, auch noch nach dem Namen einer zu Füßen gelegenen kleinen Vorstadtkirche gefragt hatte, sagte er zu Wigewitz: „Und diese Vergnase hier, die nach der Stadt zu vorpringt?“ — „Das ist der Galgenberg.“

„So, so. Und die Straße, die von hier aus daran vorüber läuft?“

„Das ist die Nichtstraße. Muthmaßlich, weil sie von der Stadt her zur Nichtstätte führte. Ein Rest von den drei Pfeilern ist noch zwischen den Kirchbäumen sichtbar.“

„Lassen wir die Pfeiler, Wigewitz,“ sagte Vamme. „Ich bin für eine gesicherte Rückzugslinie, aber wenn es sein kann, an anderen Verlässlichkeiten vorüber. Erst die Sottmeiers und nun der Galgenberg und die Nichtstraße, das hat freilich alles seinen Zusammenhang. Aber ich besenne, weniger Folgerichtigkeit und mehr Heiterkeit wäre mir lieber. Nomen et omen. Ich bin abhängig von solchen Sachen und geh' ihnen gern aus dem Wege. Brechen wir ab; ich habe mich orientirt.“

Sie stiegen nun wieder auf und fuhren bergab in die

Vorstadt hinein, erst an der kleinen Sankt Georgskirche und dann an dem gleichnamigen Spital vorbei. Eine einzige lange Straße. So kamen sie nach zehn Minuten bis an den Bräudenbamm, der, wo die Alt- oder Innenstadt beginnt, wenigstens damals noch über einen breiten, wenn auch ausgetrockneten Wallgraben hin auf das alte Lebuser Thor zuführte. Unmittelbar vor diesem Thore buchtete sich der Bräudenbamm zu einem kleinen winkligen Plaze aus, auf dem, in die Ecke geschoben, ein paar zweistöckige aber starkgebaute Karren standen. Daneben lagen eiserne Kanonenrohre, alle rostig, ein paar zerbrochen, als ob sie, von der Runersdorfer Schlacht her, hier liegen geblieben wären. Vamme merkte sich alles. Dann passirten sie das gewölbte, noch aus den Zeiten der Stadtbefestigung herstammende Thor, hinter dem sich die große Thorwache befand. Der Posten vorm Gewehr schritt auf und ab, und sah die Vorüberfahrenden neugierig freundlich an, als ob es ihnen einen Gruß bedeuten sollte.

„Ein Glück für ihn,“ sagte Vamme, „daß er morgen Abend abgelöst ist, und nicht mehr an dieser Stelle schilbert. Ein hübscher Junge, und grüßt uns so freundlich. Es sollte mir leid um ihn sein.“

Hundert Schritte hinter der Thorwache zweigt nach links hin eine schmale Straße ab. Sie führt auf den Fluß zu, aber ehe sie denselben erreicht, erweitert sie sich zu einem Kirchplaze, auf dem sich grau und thurmlos die älteste Stadtkirche erhebt. Ist man an dieser vorbei, so gewahrt man, wie der Platz sich wieder verengt und abermals Straße wird. Aber nur zwei, drei Häuser zu jeder Seite. Und dann ist man am Duai. In einem dieser Häuser wohnte Turgany. Verndt hatte die Hügel genommen und fuhr vor. Es war ein großes altes Eckhaus, mit vorspringendem Erker und einem prächtigen Blick auf Platz und Duai. Ein rechtes Ansehenshaus. Verndt, als er angeordnet, daß Kristi ausspannen und entweder bis an den Spitzkrug, oder besser noch bis an einen alten, schon vorher am Ausgange der Lebuser Vorstadt gelegenen Gasthofs zurückfahren sollte, stieg mit Vamme die breite Steintreppe hinauf, während Grel und Hirschfeldt folgten. (Fortsetzung folgt.)

## Am Familientische.

### Nach Wesen.

(Zu dem Bilde auf S. 697.)

Die Zeit, in der alljährlich viele tauende unserer Landsleute „hinüber“ gingen, ist vorüber, und der volle Strom der Auswanderer ist zu einem nur noch spärlich rinnenden Bach ausgetrocknet. Ob das zu unserem Glück ist, beide dahin gestellt, jedenfalls ist man zur Zeit allgemein dieser Meinung. Aber auch die wenigen Keher, welche der Ansicht sind, daß eine harte Auswanderung für die Gesundheit eines so dicht bevölkerten Landes wie Deutschland unentbehrlich ist, werden ergriffen, wenn sie sehen, wie ein Kreis im Begriff ist, der Heimat, in der er geboren wurde und sein bestes Leben lebte, den Rücken zu kehren und hinüber zu wandern in ein Land, in dem er doch nie heimisch werden wird. Und nun erst die Greisin! Mit welchem Schmerz mag sie Abschied genommen haben von den heimischen Fluren, dem trauten Dorf, an das sich alle ihre Erinnerungen knüpfen! Was mag nur den Alten forgetrieben haben aus dem heimischen Thal? War es ein verlorener Prozeß, dessen Ausgang der Trostloos nicht verwinden konnte, oder dürfen wir annehmen, daß ihm im fernem Kalifornien ein Sohn lebt, der die Eltern und die Schwester zu sich rief? Er scheint die Pacificbahn, die große Meerstraße nach San Francisco zu suchen. Ist dem so, dann wird vielleicht das Lachen der Enkel ihm den Gesang der heimischen Vögel erlegen; dann wird auch die Tochter einmal Wurzel schlagen im Westen, und am Gestade des großen Weltmeeres Mütterlein deutscher Sitte sein.

### Eine schottische Reiserinnerung.

(Zu dem Bilde auf S. 705.)

Von all den geschichtlichen Erinnerungsorten, an denen Schottlands Hauptstadt, das romantische Edinburgh, so reich ist, hat mich immer Holyrood am meisten angezogen. Vom Regent Road sah ich es zum ersten Male, und ich werde den Anblick nie wieder vergessen. Da lag es zu meinen Füßen, ob und still, fast verfunken im Schatten der Salisburyselken, die neben und über dem eisernen Königspalast riesenhoch in die Lüfte ragen. Ein Biersaal von hohen Mauern und kegelförmig zugepflanzten Thürmen ist Holyroodhaus keine architektonische Schönheit, nur die Mäuren der nordwärts daranstoßenden, viel älteren Abteikirche können darauf Anspruch machen. Aber massenhaft gedrungen und erst imponierend ist der altherwürdige Bau, um den sich ein reicher Kranz historischer und poetischer Erinnerungen wie immergrüner Ephen rankt.

In den niedrigen, engen und trüben Gemächern des nordwestlichen Flügels, der alle Stürme der Zeit in seiner ursprünglichen Gestalt überdauert hat, während der übrige Bau von Karl II erneuert ist, lebte, liebte und litt die schöne „Queen of Scots“; jeder Schritt erinnert an ihr selbsterhöhdetes unglückliches Loos.

Ich hatte im ersten Stock die einst von Lord Darnley bewohnten Räume besichtigt und stieg nun die Wendeltreppe hinauf, die zu Maria Stuart's berühmter Wohnung führt; ein unheimliches Gefühl überkam mich, es waren dieselben Steinstufen, welche einst des Königs Vordgenossen leisen Schrittes hinaufgeschlichen waren. Mein Führer öffnete eine Thür — wir stehen in der Königin's Schlafgemach. Ein kleiner düsterer Raum — alles sieht verkommen und verfallen aus, als ob der Schatten seiner Geschichte darüber wehmüthig brütete. Das einst so prächtige Lager mit seinen jetzt zerschlossenen Purpurvorhängen und verblichene grünseidenen Franken, auf dem die schöne Schottin geruht haben soll, acht vor Alterschwäche, wenn man ihm nahe tritt; schwarze Sessel stehen umher; ein kleiner Korb, ein „gagge d'amitie“ Elisabeth's, in dem einst Jakobs I Kinderzeng gelegen hat, steht daneben. Elisabeth selbst, Marias stolze Gegnerin, blüht aus einer Ecke des Zimmers herab — ihr Bildniß ist auch eines der Geschenke, welche zwischen den später so feindlichen Königinnen ausgetauscht wurden.

Und nun hebt der Führer eine Portiere, auf der eine verhoffene Stiderei noch Spuren von Whartons verwegener Fahrt erkennen läßt, und durch eine schmale niedrige Thür treten wir in „Queen Mary's supping room“, das Esszimmer, in welchem am 9. März 1566 die blutig graue That anhub, an welche unser Bild erinnert. Ein kleines Kabinett — etwa zwölf Fuß ins Gevierte — in dem die Verschworenen ihres Opfers durchaus sicher waren. Hier war kein Entkommen möglich, nicht einmal Fluch zum Widerstande. Wie leer und öde sah jetzt das Zimmer aus! Zerrißene und verfallene Reste von Vorhängen bewegen sich leise, als die Thür aufgeht — nahe dem Fenster liegt der weiße Marmorblock, auf dem Maria bei ihrer Vermählung mit Darnley kniete; eine Vorstufe zu jenem andern Block, auf dem sie einundzwanzig Jahre später in Fotheringay ihr Haupt niederlegen mußte. Auf dem Tische liegen Waffenküde, die Darnley einst getragen haben soll.

Der Akt der Gewaltthat, der hier sich abspielte, tauchte vor meiner Phantasie auf. Conrader hat ihn mit einiger künstlerischer Freiheit dargestellt, denn wie Leopold Rante in seiner „Englischen Geschichte“ zuverlässig erzählt, hatte Darnley an Marias Seite

vertraulich Platz genommen, als die Wärdner — der grimme Lord Ruthven, der es übernommen hatte, die Krone des Königs und des Landes an Rizzio zu vollstrecken, an der Spitze — eintraten.

„Ich sehe hier einen Menschen,“ herrschte er den Wärdner an — der übrigens kein schöner Mann war, sondern etwas Wüthendes, Abstoßendes in seinen Gesichtszügen hatte und den Eindruck vorgerückter Jahre machte — „der einen Platz einnimmt, welcher ihm nicht gebührt; von einem Diensthofen, wie dieser, wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen.“ Mariens Schutzverbot war vergeblich — über ihre Schulter hinweg empfing Rizzio die ersten Wundstöße, dann schleppete man ihn fort auf dem Wege, den auch wir jetzt einschlugen, und versetzte ihm Stich auf Stich und Stoß auf Stoß, bis er aus mehr als fünfzig Wunden blutend vor der Thür des Empfangszimmers der Königin todt liegen blieb. Mir grauste, als ich mir das alles vergegenwärtigte — ich mochte die Blutspritzer nicht sehen, die der dienstfertige Führer in routinemäßiger Weise neben den anderen Merkwürdigkeiten aufzählte — es drängte mich, herauszukommen aus den alten Mauern, mit denen der Sturms Niedergang und Fall so eng verflochten ist, das Schloß zu verlassen, in welchem einst Karl I. gekrönt wurde, und dann Cromwells Soldaten kampirten, in dem die Jakobiten einen kurzen Freudenrausch mit Prinz Charles genossen, aber nur zu bald dem Sieger von Culloden, dem Herzog von Cumberland weichen mußten; in dem später Frankreichs flüchtiger König Karl X. eine Zuflucht fand; und hoch athmete ich auf, als ich draußen die frische Luft der Gegenwart wieder einsoog.

Wenige Tage darnach hielt Königin Viktoria auf dem Wege nach Balmoral ihren Einzug in das alte Residenzschloß der schottischen Könige, Prinz Albert und ihre Kinder begleiteten sie. Welch ein Gegenstand der Zeiten und der Menschen! Sechszehntes und neunzehntes Jahrhundert! Maria Stuart und Viktoria!

#### Eine merkwürdige Kanzel.

In der Kirche von Raddag, dem alten, unweit Neufettin in Pommern gelegenen Stammsitz derer von Kleist, befindet sich eine Kanzel, welche in feinsten Malerei einen weißen Adler, eine Menge türkischer Trophäen, musizierende Knaben, Wappen tragende Genien und allerlei allegorische Figuren zeigt. Das Hauptfeld der Kanzelbrüstung ist aber in grüner Farbe übermalte und zeigt das kleistische Wappen: zwei laufende Füchse, dazwischen ein Luerbalken. Um das Wappen herum laufen Namen und Titel des Darbringers, des weiland Feldmarschalls von Kleist und die Jahreszahl 1747.

Diesem Kunstwerk hat bei seiner Entstehung niemand vorher gesagt, daß von ihm aus einmal in einer pommerschen Dorfkirche das laute Evangelium würde gepredigt werden. Es ist nämlich ursprünglich ein Wagen und zwar der Siegeswagen, welchen die Stadt Wien um 3000 Dukaten für den Polenkönig Johann Sobieski nach Errichtung der Stadt aus der Türkengefahr 1683 antretigen ließ. Nach dem Tode des Königs wurde der Wagen in der weiblichen Nachkommenschaft desselben vererbt. Er besaß sich zur Zeit des ersten schlesischen Krieges auf einem schlesischen Gute hart an der polnischen Grenze. Beim Herannahen der Preußen wurde er in ein Kloster geflüchtet, fiel ihnen aber zugleich mit dem Kloster in die Hände. Friedrich der Große wollte ihn nach Berlin bringen lassen, der General von Kleist hat ihn aber, den Wagen ihm zu schenken.

„Ich will ihn,“ sagte der General, „in meiner Heimatkirche als Kanzel verwenden, damit von ihm aus die großen Thaten Gottes veründet werden.“

Friedrich, der den tapfern Mann, wegen dessen ungemeiner Tapferkeit und Bravour“ hoch schätzte, gewährte die Bitte, und der Siegeswagen wanderte nach Raddag.

Der Wagen war nach Art der römischen Siegeswagen gebaut, auf welchen die Sieger, unter einem Baldachin stehend, ihren Triumphzug hielten. Dieser Baldachin ist als Schalldeckel über der Kanzel angebracht. Die Räder, die bis 1806 in der Kirche standen, wurden in dem genannten Jahre von den Franzosen geraubt. Man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

#### Moderner Sklavenhandel.

Wenn von Sklavenhandel die Rede ist, denkt man unwillkürlich an Afrika, und auch die Antislavereigesellschaften haben meist nur die Neger im Auge. Die Sklaverei ist aber auch in den außerafrikanischen Uferstaaten des Mittelmeeres so tief eingewurzelt, daß selbst die Staaten mit europäischer Kultur alle Mühe haben, den Handel mit ihren Unterthanen zu unterdrücken. So kommt es im südlichen England immer wieder von Zeit zu Zeit vor, daß habgierige Schurken die Noth einzelner Familienväter benutzen, um ihnen ihre hübschen Töchter abzulassen. Die werden dann mitunter in der centralasiatischen Khanate, meist aber nach Konstantinopel geschickt und dort in die türkischen Harems verkauft. So erhielt z. B. am 6. Juli dieses Jahres die Defsaer Polizei die Anzeige, daß sich an Bord des Dampfers „Kommodora“ für den Verkauf bestimmte Mädchen befänden. Bei der Untersuchung stellte es sich denn auch wirklich heraus, daß der Jude Abraham Edwensohn, der sich gewerbsmäßig mit dem Export von jungen Mädchen beschäftigt haben soll, zwei junge Mädchen mit sich führte, für die er sich falsche Pässe zu bezorgen gewußt hatte.

#### Diebstähle.

Vor dem Kreisgericht in Rechin (Gouvernement Tschernigow) ist vor einigen Wochen ein Fall verhandelt worden, der wieder einmal beweist, wie weit verbreitet und unaufröthbar gewisse abergläubische Vorstellungen sind. (Vergleiche Daheim XIV. S. 592.) Am 6. April fand man, daß auf dem Kirchhof des Dorfes Scholdit das Grab eines kurz vorher bestatteten Kindes geöffnet und die Leiche der Fleischtheile beraubt worden war. Ein Taschentuch, das auf dem Friedhof liegen geblieben war, führte auf die Spur der Verbrecher, und es erwies sich, daß der Lokal Kant und sein Schwiegersohn Dawobisch die Schuldigen waren. Die beiden lebten des Glaubens, daß aus Menschenfett gegossene Lichte die Wirkung hätten, daß die Bewohner eines Hauses, in welchem Diebe einbrechen, nicht erwachen können. Diese Lichte sollten überhaupt ihre Träger unsichtbar machen.

Die Leidensthänder, welche gewerbsmäßige Diebe waren, hatten denn auch wirklich aus dem geraubten Menschenfleisch bereits das Fett ausgeleckt. Man fand es in einem Topf aufbewahrt.

**Inhalt:** Erkrämpft. (Fortsetzung.) Novelle von W. Frank. — Bilder aus den Seveanen. (Schluß.) V. IV. Von A. Eberard. — Ein Blick auf die Geschichte Gyprens. Von Franz von Löher. — Vor dem Sturm. (Fortsetz.) Historischer Roman von Theodor Fontane. — Am Familientische: Nach Westen. In dem Bilde von B. Wolke. — Eine historische Reiseerinnerung. In dem Bilde: Rizzio bei Maria Stuart. Von Conrad. — Eine merkwürdige Kanzel. — Moderner Sklavenhandel. — Diebstähle.

Erschienen:

# Deutsche Literaturgeschichte

von

Robert Koenig.

II. Abtheilung, mit 19 zum Theil farbigen Beilagen und 78 Holzschnitten im Text. Preis 4 Mark.

Diese II. Abtheilung geht bis Goethe und Schiller. Mit der III. Abtheilung, welche bestimmt im Laufe des Herbstes erscheint, wird das Werk abgeschlossen sein und dann einen stattlichen Band von ca. 40 Bogen mit zahlreichen Farbendruck und Abbildungen im Text zum Preise von 12 Mark bilden. Wir dürfen die Leser dieses Blattes mit gutem Gewissen auf dies Werk aufmerksam machen, welches den Lieblingsstoff der Nation in durchaus neuer anregender Weise behandelt. Für die Hausbibliothek wie für Geschenkzwecke wird man kaum ein passenderes Buch finden.

Die Verlagshandlung des Daheim: Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. G. Teubner in Leipzig.



Tapfer-  
Sieges-  
aut, auf  
mpfung  
gel an-  
erden in  
is nicht,

Märtsch  
nur die  
anschen  
lbt die  
del mit  
n Auf-  
scharfen  
übischen  
atischen  
die für-  
jres die  
Stom-  
Unter-  
raham  
n Mäd-  
erte, für

ow) ist  
einmal  
übische  
s. April  
ab eines  
ichtete  
liegen  
ermies  
Schut-  
schenfett  
Haules,  
Lichte  
hatten  
as Fett

and. —  
— Ein  
— Vor  
ane. —  
lpe. —  
Maria  
oderner

rf.  
stes  
und  
Der  
thef

# Reisezeit

## Aus der Reisesaison.

Man immer rein in die ge-  
Stube, sie sind Alle verreis-



Strohwillwer.

Jaßb was...  
Eil Alice

Ueberfall in der Sommerwohnung



Also das nennt man Sommerfrische!

„Ei, Onkel hat Kaffee und Napfkuchen!“



Die frische Luft war  
unsonst — aber  
das Uebrige  
Oh weh!“

Wegen Herzleiden im Bade.

Hochsommerzeit daheim und auf Reisen.

## Aufruf an alle außerhalb des Vaterlandes lebenden Deutschen.

### Werte Landsleute!

Ein Schrei der Entrüstung erfüllte alle Welt ob der schmerzlichen Kunde von wiederholtem ruflosem Mordanschlag auf das theure Haupt unseres innig geliebten großen Kaisers Wilhelm, aber auch unser Aller Jubelruf einte sich mit dem freudigen Hochgefühl unserer Brüder in der Heimath, daß die Vorsehung das Leben Dessen bewahrt, der den Traum unserer Väter, das Sehnen unserer eigenen Jugend erfüllt und, umringt von dem opferbereiten deutschen Volke in Waffen, das einzige Vaterland geschaffen hat, unter dessen Banner wir uns feindlich überall, selbst in den entlegensten Gegenden der Welt, mit freudigem Stolze bekennen dürfen als Söhne unserer gemeinsamen Mutter Deutschland.

In herrlichen Worten haben wir unserem Heldenkaiser bereits von allen Ländern und Meeren, in Telegrammen und Adressen unsere verehrungsvolle Theilnahme, unsere Freude über seine Errettung, unsere treue Ergebenheit zum Ausdruck gebracht. Aber Euch wie uns hier, einen jeden haben und drüben erfüllt das Gefühl: mehr noch muß es sein, eine That muß es sein, womit wir auf so ungeheure Unthat zu antworten haben, etwas Außerordentliches, wodurch wir den Mafel, mit dem jener Frevler den deutschen Namen besudelt hat, so viel an uns, wieder tüchtig helfen können, — ein Opfer, ein Opfer der Liebe für Ihn, den mächtigen Hort und Schirm jedes Deutschen, wo immer er weile, ein Opfer des Dankes für jene großen Thaten, die unter Kaiser Wilhelm's ruhmreicher Führung unsere Brüder dahem vollbracht und von denen wir in der Ferne nun die Früchte in so reichem Maße mitgenießen. Gerade uns, die wir, getrennt von der Heimath, in der gastlichen Fremde uns der Segnungen erfreuen, welche die Zugehörigkeit zur großen Familie des Deutschen Kaiserreiches gewährt, gerade uns geziemt es bei so außerordentlichem Anlaß es zu bezeugen, welche unwandelbare Treue, welche Liebe und Dankbarkeit für das höchste Haupt unserer Heimath wir mit unserer Achtung und freundschaftlichen Gesinnung für die Staaten und Völker verbinden, in deren Mitte wir leben.

**Einnmüthig in solchem Wunsche — wie verwirklichen wir ihn? Welche Form geben wir unserem Opfer der Liebe, unserem National-Dank?**

Das gemeinsame, uns allen in derselben Gestalt vor den Augen schwebende Symbol der Macht und Größe unseres gemeinsamen Vaterlandes, das gleiche Zeichen, das es uns überall äußerlich verkündet, wie wir Alle — Eins, es ist die Deutsche Flagge. Sie weht von unseren Gesandtschaften und Konsulaten, sie winkt uns über die Meere daher den Gruß von der Heimath zu von den Rufen unserer Flotte, deren Glieder wir, je weiter getrennt von unserem Vaterlande, gerade desto freundlicher als das gemeinsame Band begrüßen, das uns äußerlich mit demselben verbindet.

Und gerade diese unsere Flotte hat eins ihrer herrlichsten Schiffe durch jähen Unglücksschlag verloren; mit Hunderten unserer Brüder liegt der majestätische „Große Kurfürst“ auf dem Grunde des Meeres.

An dieses schmerzliche Unglück aus dem so rasch auf einander gefolgt sind Tagen schwerer nationaler Betrübnis, wie sie die Zeit vom 11. Mai bis zum 2. Juni den Unseren und uns, vor Allen aber dem edlen, für sein Volk so warm schlagenden Herzen unseres Kaisers gebracht, laßt uns anknüpfen mit unserem Ausdruck der Liebe und Dankbarkeit für ihn und unser Vaterland!

**Sammeln wir einen großen Fonds! Treten wir zusammen in allen Zonen, in allen Ländern, Städten und Ortlichkeiten, wo Deutsche außerhalb der Heimath leben, und trage ein Jeder von uns bei, was er vermag, zum**

### Nationaldank

#### der außerhalb des Vaterlandes lebenden Deutschen an Kaiser Wilhelm

und bringen wir die von uns auf dem weiten Erdumfang freiwillig gesammelte Summe nach einem Jahre unserer Kaiser dann dar zum Besten der Deutschen Marine und mit der Bitte, den besondern Bestimmungswort für dies unser Opfer der Liebe und Dankbarkeit Seiner Majestät festsetzen zu wollen.

Wie wir uns bemüht sind, mit diesem unseren Aufruf nur Gefühlen Ausdruck gegeben zu haben, die Euch Alle, wie uns befehlen, so glauben wir auch, daß der Vorschlag, den wir Euch zu machen uns erlauben, diese Gefühle zu betätigen, Eure Zustimmung finden wird.

**Auf denn! Einnmüthig an das Werk!**

Die **Zentral-Kasse** ist eröffnet bei dem Deutschen Vize-Konsul Herrn **Gustav Haack** hier selbst mit den Haupt-Filialen: **J. Senry Schroeder & Co. und Deutsche Bank (Berlin) London Agency** in London.

Besigliche Anfragen und Mittheilungen wolle man an eines der unterzeichneten Mitglieder des Geschäftsführenden Ausschusses richten, deren Adresse angegeben ist.

St. Petersburg, den 11. Juni 1878.

#### Der St. Petersburger Ausschuss für den „Nationaldank der außerhalb des Vaterlandes lebenden Deutschen an Kaiser Wilhelm“.

H. Haack, Deutscher Vizekonsul, Präsident und Kassirer, Polische Re. 11. Dr. Emil Schmidt, Geschäftsführer, „St. Peterb. Herald“, Vice-Präsident, Große Peterstraße No. 2. Carl v. Weber, Kaufmann, Vice-Vizepräsident, in Firma: Eberhard Zimmermann & Co., Wilhelmstraße, Kaufmann, Schriftführer, in Firma: Oberdorfer Weg 3. Carl Köhler, Postkassendirektor, Schriftführer, Newski-Platz No. 5. G. Feldmann, Oberleutnant, v. Fiedinger, Hauptmann, G. Freemann, Kaufmann, A. Frohne, Kaufmann, St. Germaine, Kaufmann, J. Gullhauser, Ingenieur u. Kaufmann, Georg Danz, Kommandant der Schiffsärztlichen Dienst, D. Haberlandt, Kaufmann, H. Kios, Kaufmann, Otto Krell, Ingenieur, Dr. Ledwith, Apt. U. Perle, Deutscher-Vize-Konsul der West-Russ. Re. 12. G. W. Pollich, Kaufmann, A. Rabide, Präsident der Moskauer, Remier, Oscar Richter, Drucker, Dr. Ernst Schulze, Director der Kaiserlichen Schule, Heinrich Voigts, Kaufmann, G. Weidmann, Professor am Conservatorium.

Wir ersuchen ergebenst, vorstehendem Aufruf zu einer möglichst weiten Verbreitung versehen zu wollen.

**COETHE'S**  
sämmliche lyrische und epische Gedichte [3412]  
und Sprache in Reimen und Prosa.  
Mit einer Biographie Goethe's.  
(Octav-Ausgabe — 656 Seiten)  
In höchst elegantem Ganzleinenband  
nur 2 Mark.  
Ernst Ziegler, Leipzig.  
Blindmispelstr.

Neuer Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.  
**Gauspoeffe.**  
Eigene und Fremdes von Maria Döring.  
Heinr. 8. Elegant kreidirt 2 Bde., in elegantem Einband 4 Bde.  
Gauß'sche Festspiele und Gelegenheitsgedichte von verschiedenen Dichtern zu Bitterfeldens ben, hochzeiten, Tausen und was sonst das Jahr in Zeit und Zeit bewegt. Diese Sammlung, nur Originalausgabe und bisher ungetrübter enthalten, darunter Gedichte von Heiligens (auch, Schell u. A.), darf nicht mit den gewöhnlichen Gelegenheitsgedichtsammlungen verwechselt werden. Sie enthält nur Gedichte die auch dem weltlichen Leben hervorgegangen, h. v. würdlich angefaßt, gelungen oder gesprochen, nicht etwa bloß für die Bühne gemacht werden sind.

Verlag von August Hirschwald in Berlin.  
Soeben erschienen: [3413]  
**Geographisch-medizinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde,** von Docent Dr. A. Wernich. 1878. gr. 8. Preis: 10 Mark.

**Constantia-Weine.**  
Unterzeichneten versteht nicht bezeugt, auserkant reine Cap-Weine. Preisfischen mit 6 1/2 fl. in 6 brich. Seiten Nr. 12,00 incl. Verspadung, gegen Nachnahme. Preisler. 1878.  
Breslauer Straße, D. M. Kückens.

**Fette Handkäse, Limburger Käse.**  
Nr. 10 Pfd.-Kist. ca. 100 St. rath., 3 Mk. 80 Pf.  
Nr. 10 Pfd.-Kist. 3 Mk. 40 Pf., beides gefärbt und franzo gegen Nachnahme.  
Littenfer, Berlin. A. L. Mohr.

**Griechische Weine.**  
Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekantwerden derselben zu erleichtern, versende  
1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten  
Camarrto, Corinther, Elia, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra, Malvasier, Achaja Malv, weiss und roth, Vino Rose.  
Unbedingte Pfortschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrockchen mit Wappst. franco.  
Flaschen und Kiste frei à **Mrk. 17. 10.**  
Neckargemünd. **J. F. MENZER.**

**Romanes b. Potsdam.** Die „Kritische Kleinfinderschule“, Zeitschrift für Erziehung in Deut. u. Kleinfinderschule u. für Gemeindefürsorge, herausgegeben von Centralvorstand des Berliner Vereins (Redaction: Dr. Hanke, Director des Oberlehrerseminars, und Kaiser-Widwidit, Oberschulrath bei Oberlinverwalt.), erscheint monatlich 14 Bogen stark mit illustrirtem Beiblatt „Kinderfreude“ in einer Auflage von 4000 Exemplaren, seine Jahreszeit nur 2 Mk. und wird den Mitgliedern des Berliner-Kleinfindervereins bei Zahlung eines Jahresbeitrags von 3 Mk. unentgeltlich zugesandt. Seit dem Januar h. J. erscheint die „Kinderfreude“ auch als selbstständiges monatliches Kleinfinderschule (ohne das Beiblatt) mit färblich erhaltene Gedichten aus der Bibel, Kinderfabeln und Natur und mit schönen Bildern und der „Kinderbibel“ von Kammann und aus dem Kinderleben von Oscar Pletich, Ludwig Richter, J. Strakosch u. anderen Meistern u. kostet nur 75 Pf. jährlich, bei 2 und mehr Exemplaren nur 50 Pf.; der Preis ist so niedrig gestellt, um eine größere Verbreitung in häuslichen Kleinfinderschulen und Sonntagsschulen zu ermöglichen. Preisiger Widwidit in Romanes ist bereit, unentgeltlich Probeheften der Beiblattes und der „Kinderfreude“ zu versenden.

**Für Kunstfreunde.**  
Der vollständige Catalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin, (enthaltend moderne u. classische Bilder, Pracht- u. Galleriewerke etc.) mit 4 Photographien nach Becker, Schirmer, Marillo, Rabens ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen. [3210]